Menschliche Tragikomödie.

Achter Band.

Menschliche Tragikomödie.

Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

Johannes Scherr.

Der Gesammtausgabe dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage.

Achter Band.

Col favor della Musa o del Demonio
Entro e mi caccio in mezzo al Pandemonio.
Giusti.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1884.

Inhalt des achten Bandes.

Eine Mutter Gottes.

Die ganze große sogenannte Weltgeschichte ist aus lauter kleinen Spitzbübereien zusammengestoppelt.

Zacharias Zinnober.
(„De historiae constructione tractatus“, §. 777.)

1.

Man darf bekanntlich Menschen und Dinge nicht allzu genau ansehen, wenn man seine Illusionen behalten und nicht widerwärtig enttäuscht werden will. Selbst die rosigste Mädchenwange, selbst der frischeste Frauenteint verträgt keine Betrachtung durch die Lupe. Goldig und purpurn leuchtet die Alpenfirne ins Thal hinab: steige zu ihr empor und du findest wüstes Geröll, bestaubtes Eis und schmutzigen Schnee. „Nur die Fernen steh'n verklärt“, hat ein verschollener Poet sehr richtig bemerkt.

Die Zeit webt um geschichtliche Gestalten her einen Nebelschleier, welcher wie ein Nimbus schimmert, wenn das falsche Licht wohldienerischer Pseudo-Historik darauf fällt. Aber Weltrichterin Historia, die weder zur höfischen Kammerzofe noch zur Bosselerin einer Partei herabsinken kann, thut nur ihre Schuldigkeit, wenn sie diesen Nimbus zerstört und jenen Nebelschleier wegwischt. Wie klein, wie erbärmlich klein erscheinen dann gar viele der „Großen“, so im Buche der Geschichte verzeichnet sind! Wie mancher Held verhässlicht sich zum Halunken, wie mancher Heiland wird zum Humbuger, wie manche Heroine sinkt ab zur Hetäre! Der Historiker

ist ein geschworener Illusionenzerstörer, er handhabt die Lupe, jagt den Friseur Mythus, die Schminkerin Legende und die Kleiderkünstlerin Sage von dannen, zerrt die weltgeschichtlichen Schauspieler und Schauspielerinnen aus der trügerischen Fable-convenue-Beleuchtung an's helle Tageslicht hervor und zeigt sie in ihrer erbarmungswerthen Blöße.

Chateaubriand hat im Jahre 1807 im „Mercure de France" einen Artikel über den römischen Cäsarismus veröffentlicht, weitaus das Kühnste und Schönste, was er überhaupt geschrieben. Durch den Nero hindurch traf seine brandmarkende Feder den Bonaparte und mit beredsamen Worten führte er den Geschichteschreibern zu Gemüthe, was den Frevlern an der Menschheit gegenüber ihre Pflicht sei. Sie sollten thun, wie die „ersten Christen in Aegypten thaten, welche mit Lebensgefahr in die Heidentempel eindrangen und in dem Dunkel des innersten Heiligthums eine Gottheit ergriffen, vor welcher der Betrug die Furcht Weihrauch verbrennen ließ und die sich, an's Sonnenlicht hervorgezerrt, als irgendein abscheuliches Ungeheuer herausstellte." Von einer solchen Zumuthung wollen freilich die Herren von der sogenannten historischen „Objektivität" nichts hören. Diese Herren, welchen das ethische Moment der Geschichte unbequem ist, verwerfen dasselbe kurzweg. Weit entfernt, die Götzen als Ungeheuer aufzuzeigen, machen sie umgekehrt die Ungeheuer zu Götzen. Ihre Schönfärberei ist gerade wie der altägyptische Bestienkult. Monsieur Thiers z. B., der unwissende und gewissenlose Vergötterer Bonaparte's, verdiente vollauf, Oberpriester im Krokodiltempel am See Möris gewesen zu sein.

Wenn man gesagt und geglaubt hat, die Geschichte sei poetischer als der Roman, so ist das nur eine jener gemeinplätzigen Scheidemünzen, welche einer dem andern auf Treu und Glauben überliefert, ohne ihren Gehalt zu prüfen. Prüft man den Gehalt dieser Scheidemünze, muß sie sich sofort als falsch erweisen. Der Roman, als ästhetische Gattung, hat die Aufgabe, das schöne Scheinen darzustellen, die Geschichte dagegen hat die Pflicht, das wahre Sein zur

Anschauung zu bringen. Sie ist die Protokollführerin des wirklichen Processes der socialen Entwickelung, welcher Proceß nichts weniger als schön ist. Er ist sogar entschieden hässlich, so hässlich, daß Menschen, welche ihm ein ernstes und anhaltendes Studium gewidmet haben, nie mehr recht fröhlich sein können. Das Proceßprotokoll kann, so es ein echtes und getreues, unmöglich schön und demnach auch nicht poetisch sein. Daraus erklärt es sich, daß die ungeheure Mehrheit auch der sogenannten gebildeten Frauen den schlechtest geschriebenen Roman dem bestgeschriebenen Geschichtewerk vorzieht. Die Weiber müssen Illusionen haben oder zu leben aufhören. Jede völlig enttäuschte Frau wird zur Selbstmörderin, häufig, ohne sich dessen bewusst zu sein. Die Frauen vertragen die Wahrheit nicht. Sie trägt ja kein Korsett, keinen Cul de Paris, keinen Chignon; sie geht — schrecklich zu sagen! — splitternackt. Die Weiber schämen sich ihrer, für sie. Nein, fürwahr, das Buch der Geschichte ist nicht für die Frauen geschrieben. Die arme Klio passt nicht in ihre Gesellschaft, es wäre denn, sie hätte sich vorher durch einen beliebigen Hofhistoriographen frisiren, anmalen, verkleiden und überhaupt „präsentabel“ machen lassen. Diese hofhistoriographisch ausgebeinte, entsaftete und lakaiisirte Geschichte verhält sich dann zur wirklichen etwa so, wie sich ein Leopold von Ranke zu einem Cornelius Tacitus verhält oder ein auerbach'scher Dorfnovellenbauer zu einem Naturbauer.

Man spricht von dem majestätisch einherflutenden Strom der Weltgeschichte und nicht ohne Grund. Aus einer gewissen Entfernung angesehen, ist dieses Stromgeflute großartig und majestätisch genug. Leider ist der Historiker verpflichtet, den Strom nicht nur aus nächster Nähe zu betrachten, sondern auch den verschiedenen Zuflüssen desselben nachzugehen, deren Ursprünge zu erforschen und endlich das Wasser jedes einzelnen zu analysiren. Ein mühsäliges Geschäft und nicht sehr reinlich. Welch ein Schmutz, wie viele Giftstoffe, was für Stick- und Stinkgase kommen dabei zum Vorschein! Die Forschung muß Flößerstiefeln anziehen und die Glasmaske vorbinden, um mit heiler Haut durchzukommen.

Gibt es eine erschütterndere weltgeschichtliche Tragödie als die französische Revolution? Schwerlich. Aber den großen Eindruck gewinnt und behält nur, wer sich bescheidet, das erhabene Revolutionstrauerspiel vom Parterre oder von den Logen aus anzusehen. Wehe dagegen dem, welchen Neugier oder Beruf hinter die Kulissen, in die Ankleidezimmer und Maschinenräume führen. Denn seine dort gewonnenen Anschauungen müssen ihm die erhabene Tragödie in eine aus Koth und Blut zusammengepappte Posse verwandeln. Statt des Donnerschrittes der Nemesis vernimmt er den Katzentritt der schleichenden Intrike, statt der heroischen Trimeter Melpomene's die zotigen Lazzi des Harlekin, aber eines Harlekin, dessen in Blut getauchte Hände nicht die Pritsche, sondern eine Mordkeule führen. Nur hinter den Kulissen und in den Ankleidezimmern des Weltgeschichtetheaters kann man erfahren, wie sehr die menschlichen Thorheiten und Begierden, die persönlichen Bedürfnisse, Besorgnisse, Leidenschaften, Gemeinheiten und Bosheiten mitwirken „am sausenden Webstuhl der Zeit“, auf welchem freilich nicht so fast „das Kleid der Gottheit“ als vielmehr der Mantel des Teufels gewoben wird.

Kommt mit hinter die Kulissen! Wir wollen uns von dorther eine Episode des Revolutionsdrama's ansehen, nicht wie sie, vom Zuschauerraum aus gesehen, sich abspielte und ausnahm, sondern wie sie in Scene gesetzt wurde.

2.

Obzwar man die Sache längst besser wissen könnte und sollte, ist es doch heute noch gäng und gäbe, zu glauben, sowie in Kompendien und in Schulen zu lehren, der Sturz Robespierre's durch die sogenannten Thermidorier im Sommer 1794 sei eine Wirkung der naturnothwendigen Reaktion der Menschlichkeit gegen die Aktion des Terrorismus

gewesen. Ganz abgesehen nun davon, daß die thermidorische „Menschlichkeit" eine Fabel, weil ja die vom Royalismus und von der Bonzenschaft ausgebeutete thermidorische Reaktion an die Stelle des „rothen" Schreckens nur den viel mörderischeren „weißen" setzte[1]) — hätte den Glauben an den erwähnten Irrthum schon die Thatsache erschüttern sollen, daß der „Anakreon der Guillotine", Barère, das Komplott gegen Robespierre einfädelte, daß der Hauptweibler für dasselbe Tallien gewesen ist, der Septembriseur von 1792, der Wütherich in Bordeaux von 1793, und daß in der Vorderreihe der Angreifer und Stürzer des „Unbestechlichen" ärgste Blutmenschen wie Collot, Billaud, Voulland, Vadier und Carrier standen.

Die Wahrheit ist: nicht eine „Verschwörung des Erbarmens", wie man gelogen, sondern eine Verschwörung der abgefeimtesten Schufte und verhärtetsten Schurken hat den 9. Thermidor gemacht. Sie konnten ihn machen, weil die selbstbestimmungslose und feige Mehrheit des Konvents ihnen zufiel, wie solche parlamentarische Mehrheiten allzeit dorthin zu fallen pflegen, wo augenblicklich eine imponirende Kraftentwickelung statthat.

Robespierre war ein Fanatiker, ein echter und rechter Fanatiker und folglich ebenso ehrlich und unbestechlich als maßlos eitel. Er ist bis in seine innerste Seelenfalte hinein überzeugt gewesen, daß Gott — er glaubte bekanntlich ebenso fest an einen persönlichen Gott wie sein Orakel Rousseau — ihn eigens geschaffen hätte, damit er seinen geliebten „Contrat social" aus dem Philosophischen ins Wirkliche übersetzte. Um das zu können strebte er nach der Diktatur. Um zu dieser zu gelangen, säuberte er weg, was er von Hindernissen auf seinem Wege fand, so die Déesse-de-la-raison-Spektakeler, so auch Danton und die Dantonisten. Er bediente sich der Guillotine als eines Kehrbesens und, wie allen Fanatikern, so heiligte auch ihm der Zweck

1) Siehe die Beweise dafür in meinem Essay „Für Thron und Altar".

die Mittel. Es lag ein ausgeprägt pfäffischer Zug in seinem Wesen. Im Mittelalter geboren, wäre er ein Sankt Dominikus, ein Torquemada geworden. Daher auch schmeckt man aus seinen Reden so deutlich die priesterliche Salbung heraus.

Wenn aber das Pfäffische in ihm dem Manne gar viele Feinde machte, wenn girondistische Voltairiens und terroristische Atheisten an dem „prêtre“ Robespierre gleichzeitig ihren beißenden Spott ausließen, so war es gerade das salbungsvoll Sententiöse seiner Redeweise, welches, verbunden mit der Sauberkeit seiner persönlichen Erscheinung, der reinlichen Aermlichkeit seines Haushalts und der sittlichen Strenge seines Wandels, die enthusiastische Verehrung der Frauen ihm zuwandte. Es klingt seltsam, untersteht aber gar keinem Zweifel, daß der Mann, welchen man für den Hauptträger des vom Herbste 1792 bis zum Sommer von 1794 herrschenden Schreckenssystems anzusehen gewohnt ist, nicht im frivolen, sondern im religiös-ernsthaften Sinne der Abgott der Frauen gewesen ist. Hierauf beruhte wesentlich das Geheimniß seiner Popularität, welche noch im Prairial (Juni) von 1794 eine unermessliche war, eine so unermessliche, daß einer seiner Verderber, Billaud-Varenne, nur der Wahrheit Zeugniß gab, wenn er sich kurz nach dem 9. Thermidor das Wort entwischen ließ: „Aufrichtig gesprochen, hätten wir Robespierre früher angegriffen, so würde das in den Augen der öffentlichen Meinung gleichbedeutend gewesen sein mit einem Angriff auf das Vaterland.“ Natürlich hinderte diese Popularität nicht, daß die wankelmüthige und feige Menge ihren Heiland Maximilian schmählich im Stiche ließ, sobald sie zu merken glaubte, daß seine Feinde stärker wären als er. Das „dankbare“, „großmüthige“ Volk hat es ja noch mit allen seinen Heilanden so gehalten.

Die Grundursache von Robespierre's Fall war demnach seine Nichtbeachtung der Thatsache, daß Volksgunst nur Flugsand, worauf keine dauerhafte Macht zu begründen ist. Dann wurde der abgeschlagene Kopf Dantons für den „Unbestechlichen“ ein Stein des Anstoßes, über welchen er schon lebensgefährlich stolperte. Die Wegsäuberung

Dantons, ein Tagwerk von Saint-Just, dem eigentlichen Doktrinär und Systematiker des Guillotinismus, war ein um so größerer Fehler, als dieselbe ganz überflüssig, maßen Danton, erschöpft, müde und angeekelt, es gar nicht der Mühe werth hielt, dem Robespierre die Diktatur ernstlich zu bestreiten. Er hat aber, man darf es ohne Uebertreibung sagen, an einem Zipfel seines Leichentuches den Contrat-Social-Fanatiker sich nachgezogen ins Grab. Denn daß die Robespierreisten diesen Koloß zu fällen vermocht hatten, erfüllte selbst hartgesottene Sansculotten mit Grauen und machte alle, deren schlechtes Gewissen den drohend auf sie gehefteten Blick des „gespreizten Tugendapostels“ nicht zu ertragen vermochte, zur Unterwühlung einer Macht eifrig und emsig, welche das Fallbeil auch über ihrem Nacken schweben ließ.

So bildete sich von langer Hand her ein stillschweigendes Einverständniß gegen Robespierre. Die Fäden der gegen ihn gesponnenen Machenschaften lassen sich weit zurückverfolgen. Das Hohnwort von den „Betschwestern“ (dévotes) Robespierre's ist schon im Herbste von 1792 aufgebracht worden. Als er am 5. November im Konvent gegen den unbesonnenen und leidenschaftlichen Angriff sich vertheidigte, welchen Louvet im Namen der übelberathenen Gironde am 29. Oktober gegen ihn gerichtet hatte, strotzten die Galerieen der Manège von enthusiastischen Verehrerinnen des „homme de la vertu“, welche seinen Worten mit dem Entzücken der Andacht — („avec le transport de la dévotion“, sagt der Augenzeuge Vilate) — lauschten und dieselben mit Beifall überschütteten. „Nach beendigter Sitzung, erzählt der genannte Zeuge, traf ich beim Kafé Debelle mit Rabaud-Saint-Etienne zusammen, welcher ausrief: Was für ein Kerl ist dieser Robespierre mit allen seinen Weibern! Das ist ja ein Pfaffe, welcher Gott werden will! Wir traten dann ins Kafé Payen und fanden hier Manuel, welcher zu uns sagte: Habt ihr den Robespierre gesehen mit allen seinen Betschwestern? Ja wohl, entgegnete Rabaud; morgen muß ein Artikel in die „Chronik“, worin er

als Pfaffe gemalt werden soll.“ Diese Malerei hatte Erfolg.

Im Frühjahre von 1794 war die Liga gegen Robespierre schon ziemlich fest geschlossen und jeder Tag führte derselben das eine oder das andere neue Mitglied zu. Denn man wusste, daß Robespierre sehr ernstlich damit umginge, den Wohlfahrtsausschuß und das Sicherheitskomité von ihren unreinen Elementen zu säubern. Leute wie Vadier und Voulland, auch Barère, spürten demzufolge im Nacken das unliebsame Vorjucken des Weggesäubertwerdens. Andere ebenfalls. Machten doch die Vertrauten des werdenden Diktators gar kein Geheimniß daraus, daß Bösewichte und Lasterlinge wie Carrier, Fouché, Fréron, Tallien und Barras, welche als Konventskommissäre in den Provinzen ihre Gewalt auf's infamste missbraucht hatten, zur Rechenschaft gezogen, d. h. guillotinirt werden müssten. Die Collot und Billaud waren aber mit den Carrier und Fouché zu wahlverwandt, als daß sie nicht für die blutbefleckten Prokonsuln eingestanden wären. Mit ihnen gingen Hand in Hand viele Insassen der „sainte Montagne“, welche in aller Ehrlichkeit glaubten, die „Diktatur“ Robespierre's als der Republik gefährlich bekämpfen und, wo nöthig, im Blute des Diktators ersticken zu müssen. Manche dieser ehrlichen Gegner, wie z. B. Levasseur, haben übrigens ihre Mitarbeit am Sturze Robespierre's bitterlich bereut. Wie hätten sie doch auch anders gekonnt? Mussten sie doch bald erkennen, daß am 9. Thermidor die Republik — falls nämlich das ungeheuerliche Ding diesen Namen verdiente — tödtlich getroffen worden sei. Der glückliche Verbrecher vom 18. Brumaire brauchte später keinen Mord zu begehen, sondern nur eine Todte zu bestatten und die Hinterlassenschaft derselben zu stehlen. . . .

Ebenso tückisch als geschickt wussten die Feinde Robespierre's in der angegebenen Richtung auch den Umstand auszubeuten, daß, wie bekannt, vornehmlich auf sein Betreiben der Konvent die Wiedereinsetzung Gottes und die Wiederherstellung des Glaubens an die Unsterblichkeit der

Seele beschlossen hatte. Robespierre musste unschwer erkennen, daß die in Paris rasenden Orgien des Atheismus der Bevölkerung Frankreichs zu einem ungeheuren Aergerniß gereichten, welches ganz geeignet wäre, diese Bevölkerung den Royalisten und Priestern in die Arme zu treiben. Wie konnte er auch übersehen, daß der idealistische Trieb im Menschen unausrottbar und daß dieser Trieb, was die Massen angeht, nur auf religiösem Wege seine Befriedigung suchen und finden kann? Ein bildungsloser Atheist ist nur ein Stück Vieh. Der bekannte göthe'sche Satz:

„Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer diese beiden nicht besitzt,
Der habe Religion!"

klingt sehr aristokratisch, enthält aber eine große Wahrheit. Religion — worunter natürlich nicht dieses oder jenes jüdische, christliche oder islamische Dogma, weder das päpstische noch das lutherische Bonzenthum verstanden zu werden braucht — Religion war, ist und wird sein der Idealismus des Volkes. Das begriff Robespierre und diese kulturhistorische Thatsache nahm er zum Thema seiner berühmten Rede vom 18. Floréal (8. Mai) 1794, auf welche hin der Konvent dekretirte: „Le peuple français reconnaît l'existence de l'Être suprême et l'immortalité de l'âme."

Das am 20. Prairial (8. Juni) gefeierte „Fest des Höchsten Wesens", wobei Robespierre als Präsident des Konvents die Festprocession anführte, wurde nach den übereinstimmenden Berichten der Augen- und Ohrenzeugen von der gesammten Bevölkerung von Paris mit einem bis zur Andacht sich steigernden Enthusiasmus begrüßt und begangen. Sogar die zu allen Zeiten und allenthalben frostige officielle Festdichterei erwärmte sich an diesem Feuer, wie Chéniers Festhymnus beweis't, besonders in seiner Schlußstrophe [1]).

---

1) „Grand dieu! qui sous le dais fais pâlir la puissance,
Qui sous le chaume obscur visites la douleur;
Tourment du crime heureux, besoin de l'innocence
Et dernier ami du malheur,

Robespierre's Gesicht leuchtete an diesem Tage von einem Freudeschimmer, wie man ihn nie zuvor auf demselben wahrgenommen hatte[1]).

Er sollte diese Freude theuer bezahlen. Denn gerade das Fest am 20. Prairial gab seinen Feinden Veranlassung, die Giftspritze der Verleumdung eifrigst spielen zu lassen. Sie thaten so, als wüssten sie gar nichts von den politischen und socialen Motiven, welche Robespierre in seiner Rede vom 8. Mai dargelegt und entwickelt hatte; sie bezichtigten ihn ohne weiteres der Pfafferei. „Was — sagten oder vielmehr zischelten sie — er glaubt an Gott? Also steckt ein Priester in ihm, welcher den Aberglauben zu einer Stufe machen will, die ihn zur Diktatur führen soll. Wer anders als ein Pfaffe konnte sich dazu hergeben, an dem Feste des Höchsten Wesens die Präsidentschaft des Konvents zu übernehmen? Und dann das Gefolge von betschwesterlichen Weibern, welches er überall hinter sich herzieht! Es ist klar, er ist eine Pfaffe, ein Mystagog, ein Mucker!“

Zum Unglück für Robespierre bot sich den zu seinem Verderben Verschworenen sehr bald eine begierig ergriffene Gelegenheit, diesen Bezichtigungen einen Schein von Wahrheit zu verleihen. Am 8. Juni war das Fest des „Être suprême“ gefeiert worden und schon am 15. Juni las Vadier, einer der Verschwörer, im Konvente seinen Rapport über das „mystische“ Komplott, welches sich um Katharina Theot, um die „Mutter Gottes“ her gegen die Republik gebildet hätte.

L'esclave et le tyran ne t'offrent point d'hommage;
Ton culte est la vertu, ta loi l'égalité:
Sur l'homme libre et bon, ton oeuvre et ton image,
Tu soufflas l'immortalité.“

1) „En passant dans la salle de la liberté, je rencontrai Robespierre, revêtu du costume de représentant du peuple, tenant à la main un bouquet mélangé d'épis et de fleurs; la joie brillait pour la première fois sur sa figure.“

Vilate.

3.

Selten wohl hat Parteiperfidie etwas so Dummes aufgestochen wie diese Muttergottesgeschichte, aber selten auch hat sie Dummes so pfiffig zu handhaben gewusst. Aus einem lächerlich hüpfenden Konventikelfloh machten die Drähtelenker der widerrobespierre'schen Intrike einen sprungfertigen Komplotttiger, welcher, behaupteten sie, dem Rufe Robespierre's gehorchte.

Das arme Ding von „Mutter Gottes“, Katharina Theot, war um das Jahr 1716 im Kirchspiel Barenton im jetzigen Departement Manche geboren. Ohne allen Unterricht aufgewachsen, verdiente sie als Dienstmagd ihr Brot. Man weiß nicht, ob der Jesuitismus oder der Kalvinismus sie zur Närrin gemacht hat oder ob sie aus eigenem Antrieb verrückt wurde. Genug, eine christlich-mythologisch-dogmatische Ratte war ihr unter die Schädeldecke gekrochen und rumorte dort so lange, bis die gute Katharina von der fixen Idee erfasst und besessen ward, eine einmalige unbefleckte Empfängniß thäte es nicht; das Wunder müsste also repetirt werden und sie selbst wäre „die Jungfrau, welche den kleinen Jesus empfangen sollte, welchen ein Engel vom Himmel herabbringen würde, um der ganzen Erde den Frieden zu geben (la vierge qui devait recevoir le petit Jésus, apporté du ciel par un ange pour mettre la paix sur toute la terre)“. Natürlich konnte die „Jungfrau“ das Geheimniß ihrer erhabenen Bestimmung unmöglich für sich behalten und die unausweichliche Folge davon war, daß sie im Jahre 1779 mit der Polizei des Ancien Régime in unangenehme Berührung kam. Was das heißen wollte, kann man ermessen, so man bedenkt, daß noch im Jahre 1765 der arme junge De la Barre gerädert worden, weil er an einer Procession vorbeigegangen war ohne das Haupt zu entblößen. Dieses Opfer eines grauenhaften Justizmordes hatte einen Rächer gefunden in Voltaire,

welcher ja bekanntlich mehr für die leidende Menschheit gethan hat als Millionen von Heiden-, Juden- und Christenpfaffen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Katharina Theot, wenn die mit Posaunenschallgewalt über Europa hintönende Stimme des Patriarchen von Ferney nicht zuvor für Calas, Sirven und De la Barre sich erhoben hätte, im Jahre 1779 aus dem Muttergottestraum ihrer dreiundsechzigjährigen Jungferschaft auf dem Scheiterhaufen erwacht sein würde. Schon zehn Jahre vor dem Ausbruch der glorreichen Revolution durften aber die Priester es nicht mehr wagen, dem gesunden Menschenverstand ihr (heutzutage wieder so schamlos hergebrülltes) „Sei verflucht!“ entgegenzustellen, und da der gesunde Menschenverstand leicht erkannte, die alte Jungfer sei eine alte Närrin, so wurde die neue Mutter Gottes nach fünfwöchentlicher Einsperrung aus der Bastille in ein Irrenhaus übergesiedelt, wo sie bis 1782 blieb. Man ließ sie im genannten Jahre auf ihr Begehren laufen, weil ihre Narrheit als ganz harmlos und unschädlich sich darstellte.

Erst zwölf Jahre später tauchte die alte Person aus ihrer Verschollenheit wieder auf, um durch ihr bloßes Dasein nicht unbeträchtlich auf die entscheidende Wendung der Revolution einzuwirken. Es müßte sehr spaßhaft sein, mitanzuhören, mittels was für halsbrecherischer Rabulistereien die Nachplapperer Buckle's heraustiftelten, daß die so eben erwähnte bizarr-zufällige Thatsache mit den von ihnen behaupteten ewig unverrückbaren Gesetzen historischer Entwickelung ganz konform wäre. Basel! Es ist übrigens ganz in der Ordnung, daß in einer Epoche gesinnungsloser und feiger Niederträchtigkeit, wie die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bislang eine war, eine „Philosophie der Geschichte“ ausgeheckt wurde, welche, wie alle sittlichen Unterscheidungen und Gegensätze, so auch alle Verantwortlichkeit als „unwissenschaftlich“ verwirft und knechtschaffenes Sichfügen unter einen türkischen Fatalismus als höchste „Wissenschaftlichkeit“ proklamirt. Damit kann man „Carrière machen“. Man nennt es aber selbstverständlich nicht so,

sondern man spricht großartig von einem „Wachsen mit den Umständen“, von einer „den Verhältnissen analogen Selbstentwickelung“ und was dergleichen Beschönigungsschwindel mehr ist. Diese Waare hat ja der Servilismus immer vorräthig. . . .

Die neue Madonna von eigenen Gnaden hatte natürlich Verehrer und Verehrerinnen gefunden. Je dümmer, desto schöner; je alberner desto verehrungswürdiger; je sinnloser, desto erbaulicher. In diese zwölf Worte fasst sich bekanntlich das Ergebniß sämmtlicher Dogmengeschichten sämmtlicher Religionen zusammen. Es gibt keine Narrheit und keine Ungeheuerlichkeit, welche der Mensch nicht ausgesonnen hätte, um sich anbetend davor niederzuwerfen. Soweit freilich wie ihre jüdische Vorgängerin, welche ja von Millionen und wieder Millionen in aller Form als Göttin angebetet wird, hat es unsere französische Unbefleckte von 1779 und 1794 keineswegs gebracht. Die ganze Gemeinde der „Chère Mère de Dieu“ zählte nicht mehr als 35 bis 40 Mitglieder, Männer, Weiber und Kinder zusammengerechnet. Die vortretenden Personen waren der Doktor Quevremont, welchen die Schriften Meßmers halb und die Swedenborgs ganz verrückt gemacht hatten, und Dom Gerle, Ex-Karthäuser, weiland Mitglied der konstituirenden Nationalversammlung und effektvoller Statist in der Ballhausschwurscene, aus einem kindlichen Enthusiasten jetzo ein kindischer Schwarbeler geworden, eifriges Mitglied des Jakobinerklubbs, als dessen Präsident Robespierre ihm ein Bürgerzeugniß („l'attestation du civisme“) ausgestellt hatte. Im übrigen stand er dem robespierre'schen Freundeskreise so fern, daß er den Saint-Just nicht kannte, nicht einmal vom Ansehen. Auch eine çidevant Marquise de Chatenois gehörte zu der Sekte, sowie zwei andere Damen, jung und hübsch, die eine braun, die andere blond, diese die „Sängerin“, jene die „Taube“ genannt und mitsammen erste Rollen in den kindischen Mysterienspielen innehabend, welche in der Dachkammerwohnung der „Mutter Gottes“ im „pays latin“ in Paris gefeiert wurden. Die Sängerin hatte die Obliegenheit, anzustimmen, wann die Gläubigen

ihre Madonna mit einer Hymne begrüßten, deren Refrain lautete:

„Ni culte, ni prêtres, ni roi,
Car la nouvelle Ève, c'est toi!"

4.

Die scharfwitternde Polizeinase des Konvents, der Sicherheitsausschuß, hatte die insipiden Mysterien dieses Madonnendienstes aufgeschnüffelt und Leute wie Barère und Vadier wußten daraus eine Gelegenheit zu schaffen, dem „Pfaffen" Robespierre eins anzuhängen. Die Verschwörung gegen den „Diktator" war ja bereits in vollem Zuge.

Sieht man die Sache ganz unbefangen und so zu sagen ästhetisch an, so kann man nicht umhin, die Kunstfertigkeit und den diabolischen Humor zu bewundern, womit der „Anakreon der Guillotine" den so ernsten und salbungsvollen Contrat-Social-Fanatiker in diese lächerliche Mummerei („momerie") zu verwickeln und eine achtundsiebzigjährige Närrin zu einem Hebel seines Sturzes zu machen verstand.

Sénart, einer der geriebensten Handlanger des Sicherheitsausschusses, erhielt den Auftrag, sich in die Mysterien der Mutter Gottes einweihen zu lassen und bei dieser Gelegenheit zugleich die ganze Gesellschaft gefänglich einzuziehen. Der Mouchard ließ sich von einem Mitmouchard, welcher die Sekte, deren Mitglied er war, verrathen hatte, in das Heiligthum führen, nachdem er ausreichende Polizeimannschaft in der Umgebung postirt hatte.

„Mein Begleiter — so erzählt Sénart das Abenteuer in seinen Memoiren — führte mich ein unter dem Vorwande, daß ich mich in die Synagoge aufnehmen lassen wollte, und wir nahmen daher beide eine passend andächtige Miene an. In eine Art von Vorzimmer getreten, trafen wir einen Mann, welcher einen weißen Rock anhatte. Er

sagte zu uns: „Brüder und Freunde, setzt euch.“ Mein Führer ging nun in ein Seitenzimmer, woraus er bald zurückkam in Begleitung einer Frau, welche mich mit den Worten begrüßte: „Kommen Sie, Sterblicher, kommen Sie zur Unsterblichkeit!“ Ich konnte nicht umhin, innerlich über diese Affereien zu lachen, stellte mich aber äußerlich ganz ernsthaft und ehrerbietig dar. Jetzo ward ich in das Gemach der Mutter Gottes eingeführt. Ein Frauenzimmer erschien, und obgleich es acht Uhr Morgens und das Zimmer ganz hell war, zündete sie dennoch einen dreiarmigen Leuchter an, welcher über einem Lehnsessel sich befand, und legte auf einen Stuhl ein Buch. Dann sah sie nach der Uhr und sagte: „Die Stunde ist da, die Mutter Gottes wird erscheinen.“ Nun ging eine Klingel und sofort kam aus einem Alkoven, dessen Eingang ein weißer Vorhang verschloß, eine alte Frau hervor, deren Kopf und deren Hände von einem beständigen Zittern bewegt waren und welche von zwei anderen Frauen ehrfurchtsvoll unter den Armen gehalten wurde. Man setzte diese Alte auf den thronartig erhöhten Lehnsessel, die beiden Frauen küßten ihr knieend die Hände und die Pantoffeln, erhoben sich dann wieder und sprachen: „Ehre sei der Mutter Gottes!“ Hierauf wurde ihr das Frühstück gereicht, bestehend aus einer Tasse Kaffee mit Milch und Törtchen. Inzwischen war der Karthäuser Gerle eingetreten. Er kniete vor der Mutter Gottes nieder und küßte sie auf die Wange, worauf sie zu ihm sagte: „Prophet Gottes, setzen Sie sich“. Eine Frau Namens Geoffroy hatte die Rolle inne, welche man die der Offenbarerin („éclaireuse“) nannte. Sie nahm das Buch und stellte den Stuhl, auf welchem es gelegen, in die Mitte der Aufzunehmenden neben Dom Gerle. Rechts von diesem saß auf einem etwas niedrigeren Stuhl eine hübsche blonde Frau, welche man die „Sängerin“ hieß, und links eine prächtigschöne und frische Brunette, die man als „Taube“ bezeichnete. Nachdem alle Anwesenden Unterwerfung unter die Gebote der Propheten Gottes gelobt hatten, las die Offenbarerin eine Stelle aus der Apokalypse vor. Dann

erhob Gerle die Hände und man führte uns vor den Thron der Mutter Gottes. Als ich vor ihr kniete, fasste mich eine der Frauen beim Kopfe und Katharina Theot sagte zu mir: „Mein Sohn, ich nehme dich auf in die Zahl meiner Erwählten. Du wirst unsterblich sein.“ Dies gesagt, küsste sie mich auf die Stirne, die Wangen, die Augen, das Kinn und sprach die sakramentalen Worte: „Die Gnade ist ausgegossen!“

Damit hatte die Ceremonie der Aufnahme, aber zugleich auch die ganze Muttergottesposse ihr Ende erreicht. Denn Sénart öffnete ein Fenster, gab seinen lauernden Polizisten das verabredete Signal und die arme Madonna wurde sammt ihrer Gemeinde unter großem, absichtlich veranstaltetem Halloh abgefasst und nach der Conciergerie gebracht, jener „Vorhalle des Todes“, in welche zur Schreckenszeit aus den verschiedenen Gefängnissen alle übergeführt zu werden pflegten, die zunächst vor dem Revolutionstribunal erscheinen sollten.

Der Kult dieser Mutter Gottes erinnert uns, nebenbei bemerkt, in seinen läppischen Einzelnheiten ganz auffallend an die Mysterien, welche zu Anfang des 18. Jahrhunderts (1702—11) auf deutschem Boden in Schwarzenau und Sasmannshausen eine unter dem Namen der „Buttlar'schen Rotte“ verrufene Pietistenbande gefeiert hat. Der Mittelpunkt dieser Mysterien war ebenfalls eine Frau, Eva Magdalena von Buttlar, von den Mitgliedern ihrer Sekte als „Mutter Eva“ verehrt. Bei den Mummereien dieser Konventikler figurirte auch eine „Taube“, statt einer „Sängerin“ und „Offenbarerin“ aber ein „Lamm“. Die Narrheit der Theotisten war jedoch eine ganz harmlose: ihre Momerie artete nicht in Muckerei aus, ihre Faselei ging nicht in Wollüstelei über, wie das bei solcher Extrafrömmigkeit sonst regelmäßig der Fall zu sein pflegt. Das Treiben der buttlar'schen Rotte dagegen barst in einen Gräuel von scheusäliger Unzucht und teuflisch boshafter Grausamkeit aus, so daß dieses von dem trefflichen Thomasius nach den Akten dargestellte religionsgeschichtliche Nachtstück[1]) einen

1) Vernünftige und christliche, aber nicht scheinheilige Thomasische Gedanken (1725), Bd. III, S. 208—624.

furchtbaren Kommentar abgibt zu dem schrecklichen, von dem inniggläubigen und echtfrommen Novalis gesprochenen Wort: „Es ist wunderbar genug, daß nicht längst die Association von Wollust, Religion und Grausamkeit die Menschen aufmerksam gemacht hat auf ihre innige Verwandtschaft und gemeinschaftliche Tendenz.“

5.

Die Verhaftung der Theotisten hatte ein eigenthümliches Nachspiel. Mouchard Sénart war nämlich mit geheimen Instruktionen versehen worden. Denselben nachkommend ordnete er an, daß nach Abführung der Verhafteten das ganze Heiligthum der Mutter Gottes mit außerordentlicher Beflissenheit, ja Aengstlichkeit durchsucht wurde, als gälte es, die wichtigsten Geheimnisse zu ergattern.

Nachdem der ganze armsälige Plunder, welcher in der Mansarde sich vorfand, durchwühlt war, fand man richtig und zwar an der allerverdächtigsten Stelle, nämlich im Bette der Muttergottes, eine kostbare Reliquie. „Suchet und ihr werdet finden“, namentlich dann, wann ihr das Gesuchte vorher selbst an dem Fundorte versteckt habt.

Diese also glücklich aufgefundene Reliquie war ein Brief, welchen die Mutter Gottes angeblich an Robespierre geschrieben hatte. Sehr angeblich, fürwahr, maßen die arme alte Närrin gar nicht schreiben konnte. Die Machenschafter des Sicherheitsausschusses hatten demnach ein Wunder gewirkt, welches die bezüglichen der römischen Kirche übertraf. Denn die letztere hat zwar von ihrer Madonna die rarsten Reliquien auf wunderbare Weise überkommen, z. B. Haare, Zähne, Milch, Kleiderstücke; aber ein von der Hand der weiland Ehefrau des Zimmermanns Josef und nachmaligen „Himmelskönigin“ geschriebener Brief

an einen ihrer berühmten Zeitgenossen ist unseres Wissens bislang noch nicht vorgebracht worden.

In dem Mirakelbrief nannte die Mutter Gottes Robespierre den „Sohn des höchsten Wesens“ und das „ewige Wort“ (le fils de l’être suprême, le verbe éternel) und begrüßte ihn als den „durch die Propheten verheißenen Messias“ (le Messie désigné par les prophètes).

Der Bericht von Sénart und der Brief, zusammengehalten mit dem Umstande, daß der „Prophet“ Gerle von Robespierre ein Bürgerzeugniß erhalten hatte, waren für Barère’s Feder ausreichendes Material, um einen für den Konvent bestimmten Rapport daraus zu machen, in welchem der Konventikelsfloh richtig zum Komplotttiger aufgespannt wurde. Denn Barère verfasste den Rapport, welchen Vadier am 17. Prairial (15. Juni) im Namen des Sicherheitsausschusses in der Konventsitzung vortrug. Robespierre wurde darin nicht mit Namen genannt, allein doch handgreiflich deutlich bezeichnet. Das ganze Machwerk war eine meisterlich tückische Zusammenwurstung winziger Thatsachen und kolossaler Lügen. Die alte Närrin von Mutter Gottes und ihre harmlosen Mitnarren und Mitnärrinnen erschienen als Mitglieder einer gegen den Bestand und die Sicherheit der Republik gerichten Verschwörung, als Leute, welche mit Pitt und mit der Emigration in Verbindung ständen. Das ganze Aktenstück war höchst geschickt darauf berechnet, den Konvent zu amüsiren, Robespierre lächerlich zu machen, ihm durch die Verfolgung der Sekte, in deren Alfanzereien man ihn als mitverwickelt zeigte, eins zu versetzen und überhaupt alle die in der Versammlung gegen den „Diktator“ lauernde Missgunst angenehm zu kitzeln.

Der „Anakreon der Guillotine“ hatte sich diesmal selber übertroffen. Seine aus ergötzlichen Prämissen eine blutige Schlussfolgerung ziehende Rapportdichtung erreichte vollkommen ihren Zweck. Der vortrefflich unterhaltene Konvent lachte — („on se tordait sur les bancs“) —, beschloß den Druck und die Versendung des Berichtes in

die Departements, damit auch anderwärts die Leute ihr Ergötzen daran hätten, und trat dem Schlussantrage des Berichterstatters bei. Dieser Antrag ging dahin: Katharina Theot, Dom Gerle, den Doktor Quevremont, die Marquise de Chatenois und die Witwe Geoffroy sind dem Revolutionstribunal zu überweisen.

Vadier wollte den also im Konvent mit Erfolg gegen Robespierre angesetzten Hebel auch im Jakobinerklubb versuchen, wo er am Abend desselben Tages die barère'sche Stilübung ebenfalls vorbrachte. Allein hier in seinem Prätorium stand der „Unbestechliche“ noch fest. Die Jakobiner lachten nicht, sondern bedeckten die Stimme des Vorlesers mit Gemurre.

6.

Das Lächerliche war damals in Frankreich noch eine Macht, welche unter Umständen sehr gefährlich werden konnte. Erst in unserer Zeit, wo die allerlächerlichste Figur, der mit Spottlachen überschüttete Abenteurer von Straßburg und Boulogne, den in der Decemberblutlache von 1851 gefärbten Kaiserpurpur sich umthun konnte, ist diese Macht verschwunden, — ein thatsächlicher Beweis, daß der französische „Esprit“ zur Fabel geworden.

Robespierre fühlte gar wohl, daß er den empfangenen Schlag nicht auf sich sitzen lassen, nicht mit dem lächerlichen Nimbus einer von der Katharina Theot gemachten Messiasschaft herumgehen durfte. Die ganze Tragweite des Angriffs vom 15. Juni scheint er zwar nicht ermessen zu haben, aber jedenfalls war seine Eitelkeit heftig verletzt und in seinem Aerger that er so ziemlich das Dümmste, was er thun konnte, d. h. er beschloß, die „lächerliche Posse“, wie er das Ding nannte, kurzweg zu unterdrücken, so daß man, hoffte er, gar nicht weiter davon reden sollte. Er bedachte

nicht, daß er durch sein diktatorisches Einschreiten seinen Feinden nur ein neues und kräftiges Motiv lieferte, „la farce ridicule“ noch mehr zu seinen Ungunsten auszunützen.

Robespierre begab sich in den Wohlfahrtsausschuß und verlangte, daß die ganze Muttergottesangelegenheit niedergeschlagen oder wenigstens vertagt werde. Seine Kollegen vom Wohlfahrtsausschusse stellten sich an, als wüßten sie gar nicht, daß die Sache mit Robespierre in irgendwelcher Beziehung stände, und gaben ihm zu bedenken, es läge ein Konventsbeschluß vor und der Gang der Justiz dürfte nicht aufgehalten werden. Ohne sich daran zu kehren, ließ Robespierre den Ankläger beim Revolutionstribunal Fouquier-Tinville kommen und in Gegenwart seiner Mitwohlfahrtsausschüssler und in ihrem Namen befahl er dem Gerufenen, gerade das Gegentheil von dem zu thun, was sie wollten, und die Procedur zu vertagen. Die Herren vom Ausschuß wagten nicht zu mucksen. Robespierre ging noch weiter: er befahl dem Fouquier, die Muttergottesgeschichteakten herbeizuholen, und nahm die gehorsam herbeigeholten zu seinen Handen und mit sich fort. Fouquier, der keineswegs ein Anhänger Robespierre's war, lief ganz wild in den Sicherheitsausschuß hinüber und sagte dort: „Er, er, er will es nicht haben!“ Worauf der anwesende Vadier (oder Amar?): „Aha, Robespierre!“

Liebhaber historischer Kuriositäten mögen es in ihrem Liebhabereifer fast bedauern, daß Sansons schreckliches Guillotineregister nicht um die pikante Rubrik einer geköpften Muttergottes bereichert worden ist. Denn Robespierre's Dazwischenkunft rettete der neuen Madonna und ihren Gläubigen das Leben. Es war keine Rede mehr davon, sie vor das Revolutionstribunal zu stellen. Katharina Theot ist etliche Wochen nach ihrer Verhaftung an Altersschwäche in der Conciergerie gestorben. Dom Gerle blieb noch etliche Zeit sitzen, dann ließ man ihn frei und so that man wohl auch mit den eingekerkerten Mitgliedern der Sekte, obzwar die Freigebung der letzteren nicht aktenmäßig nachzuweisen ist.

Die Intrike hatte aber ihre Wirkung gethan. Sie lieferte einen nicht unbeträchtlichen Theil des Sprengpulvers, womit die am 9. Thermidor explodirende widerrobespierr'sche Mine geladen war. An diesem Tage selbst kam der schamlose Vadier im Konvent auf die alberne Muttergottesgeschichte zurück und rechnete es dem stürzenden „Diktator" zum Verbrechen an, diese Geschichte eine lächerliche Posse genannt zu haben. Den Triumph der thermidorischen Verschwörer kennt man. Als der Konvent unter dem wüthenden Geschrei „Vive la république!" die Anklage und Verhaftnahme Robespierre's beschlossen hatte, rief der verlorene Mann aus: „La république? Elle est perdue, car les fripons triomphent!"

Armer Contrat-Social-Fanatiker, wärest du besser in der Geschichte bewandert gewesen, so würdest du gewusst haben, daß das immer das Ende vom Liede. Denn der Refrain aller Politik von den Tagen Esau's und Jakobs bis heute lautet: „Die Gauner gewinnen's!"

Ein wohlmeinender und theologisch gesattelter Optimismus schüttelt freilich hierzu sehr missbilligend das neunmalweise Haupt, greift in die schlotternden Saiten seiner alten Perfektibilitätsleier und stimmt den bekannten „geschichtephilosophischen" Cantus an, worin des breiteren docirt ist, daß der Triumph der Gauner ein kurzer und ihr Gewinnst kein dauernder sei. Das ist wahr; aber nur als Regel, denn der Ausnahmen gibt es eine Fülle. Der gute Optimismus, dessen Weltanschauungsbrille ein rosenrothes und ein himmelblaues Glas hat — beneidenswerther Brillebesitzer! — übersieht jedoch, daß die Herrlichkeit der historischen Gauner in der Regel nur desshalb nicht lange währt, weil sie von anderen Gaunern verdrängt werden. „Einer dieser Lumpenhunde wird vom andern abgethan" — so lautete bekanntlich Göthe's Philosophie der Geschichte.

Es ließe sich viel dafür und viel auch dagegen sagen. Gewiß ist, daß auf den Brettern, welche die Welt, d. h. das Menschen- und Völkerleben, nicht nur „bedeuten", sondern sind, das Böse bald als Held Schurke, bald als

Intrikant Schufterle eine Hauptrolle, um nicht zu sagen die Hauptrolle zu allen Zeiten gespielt hat und spielen wird. Auch dürfte eine hinter die Kulissen der Weltgeschichtebühne lugende und zwar nicht durch die erwähnte Brille lugende Historik kaum bestreiten wollen, daß Friedrich der Große etlichen Grund hatte, seine Philosophie der Geschichte in dem Satze zusammenzufassen: „Le sort des choses humaines est que de petits intérêts décident des plus grandes affaires."

Weimar und Paris.

Dämonen oder Helden sind die andern,
Die durch der Weltgeschichte heißen Kampf
Bald tief in Nacht, bald hell im Lichte wandern.
Julius Mosen.

1.

Aristogeiton an Harmodios[1]).

Weimar, August 1794.

Erinnerst du dich, Freund und Bruder? Als wir vor einem Jahrdutzend zu Eleusis[2]) vor dem Illuminatus Illuminans standen, um den Areopagiten-Grad zu empfangen, da gab Spartakus[3]) dir als Weihewort: „Des Wackern Welt ist, wo er wirkt!" und mir: „Des rechten Menschen wahres Vaterland ist die Menschheit!" Wohlan, mochten

1) Für urtheilsfähige Geschichtekenner bedarf es keiner Erinnerung, daß die Thatsachen, Anschauungen und Stimmungen, welche in dem auf den folgenden Blättern mitgetheilten Briefwechsel der beiden gewesenen, hier mit ihren Ordensnamen bezeichneten Illuminaten vorkommen, durchweg und bis ins Einzelne hinein auf unanfechtbar quellenmäßigen Zeugnissen beruhen. Meine Absicht war, die kultur- und sittengeschichtlichen Merkmale und Gegensätze des deutschen und des französischen Lebens im letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts zu deutlicher Anschauung zu bringen. Die Verwirklichung dieser Absicht ist eine fragmentarische geblieben.

2) Ingolstadt.

3) Weishaupt.

Judasse, Inquisitoren und Despoten den Orden in seinem äußeren Bestande vernichten, ich bin doch mit ganzer Seele Perfektibilist und Illuminat geblieben und halte demnach den Glauben an die Wahrheit und an das Heil der Grunddogmen: Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechtes und Weltbürgerthum! unerschütterlich fest. Ja, noch immer schwillt mir das Herz in der Brust bei dem Gedanken, daß Bildung und Aufklärung über alle Hindernisse triumphiren werden und müssen; daß im Fluge der Jahrhunderte und Jahrtausende die Natur ihre Aufgabe lösen muß und lösen wird; daß eine Zeit kommt, ein Tag erscheint, wo die seelenzerreißenden Missklänge des von Pfaffen gepredigten und von Tyrannen unterhaltenen Krieges aller gegen alle in die Harmonie des Weltfriedens sich auflösen, ein Tag, wo die Nationen, von der schrecklichen, künstlich ihnen eingeimpften Pest des Hasses, der Feindseligkeit und Unterdrückungssucht genesen, ihre wahren Interessen erkennen, auf den Trümmern der Zwingburgen, der Königsthrone und Götzenaltäre das Panier der Humanität und Bruderschaft aufpflanzen und unter demselben zu einer Völkerfamilie sich sammeln werden, wie liebende Brüder, die im langentbehrten Vaterhause endlich sich wiederfinden und nun einander haben und halten bis an's Ende der Tage.

Du siehst, ich bin kein Spieß- oder Pfahlbürger, kein Patriot von Lalenburg oder Schilda. Ich kann es verstehen und mitfühlen, daß der große Geist und die weite Seele eines Lessing über die Schranken des Patriotismus sich hinweggehoben, um auf Adlerfittigen in der Aetherregion des kosmopolitischen Bewusstseins sich zu wiegen. Aber trotzdem wollte sich doch unwillkürlich in mir ein heftig Zürnen regen, als du, seit vier Jahren als ein Verschollener von mir betrauert, deinen hochwillkommenen Brief aus der Hauptstadt der Neufranken mit der Frage beschlossest: „Was macht ihr denn da drüben im Heimatlande des Sauerkrautes, der Knechtseligkeit und der Schwarmgeisterei?“

Denn in jedes fühlenden und denkenden Menschen Brust muß die Saite Vaterland, ob sanft oder unsanft angeschlagen,

einen Klang geben, und du, in dessen Seele dereinst die Vollglut von Klopstocks Vaterlandsboden loderte, du müßtest die vollständigste aller Metamorphosen durchgemacht haben, wenn ich glauben sollte, daß hinter dem Dorngestrüppe deiner Ironieen und Sarkasmen nicht noch immer die rothe Rose der Vaterlandsliebe sich bärge. Du thust auch unrecht, wenn du in deinem Schreiben, das mir den so lang und schmerzlich entbehrten Freund und Herzbruder wiedergab, den Umstand, daß das „ungeheure Beispiel“ der französischen Revolution diesseits des Rheins nicht zündend gewirkt, der „deutschen Bedientenhaftigkeit“ auf Rechnung setzest. Es läßt sich für die Thatsache des Nichtzündens in der Masse der Deutschen ein richtigerer und zugleich ehrenhafterer Grund angeben, wobei ich ganz davon absehe, daß, wie du ja selber halb und halb zugibst, der ganze Verlauf der furchtbaren Umwälzung nicht darnach angethan war, die Nachbarvölker zur Nachahmung zu reizen. Auch davon will ich als von allgemein Bekanntem und Anerkanntem absehen, daß die bildungs- und urtheilslosen Massen, soweit sie überhaupt von der geistigen Strömung des Daseins berührt werden, überall und allzeit Wahn und Lüge, die lächerlichsten oder infamsten Afterwitzigkeiten und Blödsinnigkeiten mit Begierde aufnehmen und mit Zärtlichkeit hegen und pflegen, während ihnen die Forderungen der Vernunft und Gerechtigkeit, die Ideen des Wahren und Schönen stets mühsam aufgedrungen, ja sogar mit Gewalt aufgezwungen werden müssen. Denn Dummem ist Dummes, Gemeinem Gemeines wahlverwandt. Allein die Ursache, aus welcher die französische Revolution bei den deutschen Bevölkerungen keine Theilnahme und Nachahmung fand, war vor allen diese: — Bei uns in Deutschland war, seit dem Uebergange des brutalen Sultanismus in den erleuchteten Despotismus, in vielen Staaten und Stäätchen nicht nur, sondern weitaus in den meisten für den Bauer und Bürger, für die Hebung der Landwirthschaft, der Gewerbethätigkeit und des Verkehrs unendlich viel mehr geschehen als in Frankreich. Der Beweis läßt sich beibringen

und ist beigebracht, daß namentlich im südwestlichen und mittleren Deutschland durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, woran in vielen Gegenden die Abschaffung des Frohndienstes und der sinnlos drückenden Hut- und Triftservitute sich anschloß, in den Ackerbau, in das ganze bäuerliche Dasein und folgerichtig auch in das bürgerliche eine neue Regung und Bewegung gekommen und daß in der Bauerschaft und im Bürgerthum, wie die Volkszahl, so auch der Wohlstand ganz augenscheinlich gestiegen war, während dagegen in Frankreich die mittelalterliche Knechtschaft, Barbarei und Armuth noch immer mit ihrer ganzen Bleiwucht auf dem Volke lagen. Als dieser Zustand den naturnothwendigen und glorreichen Ausbruch von 1789 herbeiführte, fand er diesseits des Rheins nur bei den Gebildeten Beachtung und Theilnahme, bei den Massen aber nicht, weil diese, nur um des Lebens Nothdurft und um ihr sinnliches Behagen sich kümmernd, materiell sich leidlich wohlbefanden. Die Leute aber, welche man zu den gebildeten Ständen zu zählen pflegt, werden unter keinen Umständen eine Revolution machen, soweit eine solche nämlich nicht mittels Worten gemacht werden kann.

Da ist nun zu beachten und dir, einem seit Jahren in der Fremde Weilenden, in Erinnerung zu bringen, daß es an kühn revolutionärer Wortsaat auch bei uns nicht gefehlt, daß ihr aber aus dem eben beregten Grunde der empfängliche Volksboden gemangelt hat. Es wäre ein grober Irrthum, zu meinen, erst die französische Revolution habe in Deutschland das politische Denken geweckt. Von den unklaren alterthümelnden Phantasien und fratzenhaften Teutonismen der Klopstockianer will ich gar nicht reden, wohl aber der rastlosen und fruchtbaren patriotisch-publicistischen Thätigkeit von Männern wie die beiden Moser, wie Möser und Schlözer dankbar gedenken. Und hat nicht unserer besten Geister einer, hat nicht Bruder Humanus [1])

1) Herder, welcher mit Göthe und dem Herzog Karl August — (dieser unter dem Namen Aeschylos) — dem Illuminatenorden angehörte.

schon vor sechszehn Jahren den großen Jammer der Deutschen, unsere staatliche Zerrissenheit und Zerstückelung, unsere *Vaterlandslosigkeit* mit Scharfblick erkannt und mit Trauer genannt? Ja, schon im Jahre 1778 richtete er an den Kaiser Josef den Zuruf:

„O Kaiser! Du von neunundneunzig Fürsten
Und Ständen, wie des Meeres Sand,
Das Oberhaupt, gib uns, wonach wir dürsten,
Ein deutsches Vaterland!"

Derselbe große Seher und Prediger der Humanität, welcher leider inmitten der unseligen deutschen Verhältnisse keine Stellung gefunden, in welcher seine hohen Gaben zur vollen Entfaltung und Wirkung hätten gelangen können, er hat bei jeder Gelegenheit die „duldsam träge Eselei" unseres Volkes wie die Laster und Frevel unserer Fürsten mit Flammenworten gezüchtigt. Zur Zeit, als der ruchlose Menschenhandel, welchen der ekelhafte Sünder, der Landgraf von Hessen-Kassel, und andere fürstliche Menschenfleischkrämer nach England und Holland trieben, im höchsten Schwunge war, ließ Herder ein Strafgedicht ausgehen, worin es von den verschacherten Soldaten hieß:

„Sie sind in ihrer Herren Dienst
So hündisch treu, sie lassen willig sich
Zum Mississippi und Ohiostrom,
Nach Kanada und nach dem Mohrenfels
Verkaufen. Stirbt der Sklave, streicht der Herr
Den Sold ein, doch die Wittwe darbt,
Die Waisen zieh'n den Pflug und hungern. Nun
Das schadet nicht, der Fürst braucht einen Schatz."

Mannhafter und deutlicher hat sicherlich kein englischer oder französischer Oppositionsmann des Jahrhunderts gesprochen und selbst in den berühmten Briefen des Junius oder in den nicht minder berühmten vier Mémoires des Beaumarchais finde ich keine Stelle, welche an koncentrirtem Zorn der herder'schen Auslassung gleichkäme oder gar sie überträfe. Ihren schwungvollsten und energischsten Ausdruck fand aber die deutsche Freiheitsstimmung an ver-

schiedenen Stellen der, wie dir wohl erinnerlich, 1783 von Gedike und Biester gegründeten, höchst verdienstlichen „Berliner Monatschrift“, welche z. B. im genannten Jahre eine Ode auf die Befreiung Amerika's brachte, worin die demokratische Gleichheit begeistert gepriesen [1]) und die Verjagung der Fürsten Europa's, der Triumph des republikanischen Princips auch in unserem Erdtheil bestimmt prophezeit wurde [2]).

Siehst du, so weit, so hoch verstieg man sich schon in dem „Heimatland des Sauerkrautes, der Knechtseligkeit und der Schwarmgeisterei“, noch bevor es einen Bastillesturm, eine Augustnacht, einen Konvent, einen Wohlfahrtsausschuß und — eine Guillotine in der Welt gab. In Wahrheit aber war und ist es hier zu Lande und allenthalben in Europa Schwarmgeisterei, von Demokratie und Republik reden zu wollen bei dem jetzigen Bildungs-, d. h. Unbildungsgrade der Völker. Nicht politische Stichworte, nicht politische Formen sogar, sondern humane Kultur und sittlicher Charakter schaffen und erhalten die Freiheit und Wohlfahrt der Nationen. Es ist gleich viel werth, ja, und gleichbedeutend, ob ein deutscher Ochse brülle: „Es

---

1) „O Land, dem Sänger theurer als Vaterland!
— — — — — — — — — — — — — —
Dein Schiffheer deckt die Meere, die goldne Saat
Füllt deine Fluren, Tugend und Treue blüh'n;
Der Miethlingssklave sieht's und staunet,
Fühlt sich, wird Bürger und küsst als Brüder,
Die er vertilgen sollte. Du schenkst ihm Haus
Und nie geträumtes Erbtheil und nennst ihn Freund;
Froh krümmt er schon das Schwert zur Sichel,
Segnend die bessere Hemisphäre,
Wo süße Gleichheit wohnet, wo Adelsbrut,
Europens Pest, die Sitte der Einfalt nicht
Befleckt, verdienstlos bessern Menschen
Trotzt und vom Schweiße des Landmanns schwelget.“

2) „Und du, Europa, hebe das Haupt empor!
Einst glänzt auch dir der Tag, da die Kette bricht,
Du, Edle, frei wirst, deine Fürsten
Scheuchst und ein glücklicher Volksstaat grünest!“

lebe der König!“ oder ein französischer Esel schreie: „Vive la république!“ . . .

Deine Frage: „Was sagen denn die Stimmführer deutscher Nation zum Gange der Dinge in Frankreich?“ ist wohl auch nur ironisch gemeint. Denn leider kann ja ein Deutscher, im Hinblick auf das kläglich in Regensburg spukende Reichsgespenst, von seiner „Nation“ nur im Sinn und Ton bitterer Selbstverspottung reden. Unsere Stimmführer sind, mit wenigen Ausnahmen, antirevolutionär gestimmt; vollends seit die unerbaulich in Scene gesetzte Klubbistenposse zu Mainz so tragikomisch ausgegangen ist. Der alte Klopstock hat, sowie er erfahren musste, daß man eine Staatsumwälzung nicht mit idyllischen Gefühlen und Rauschbauschphrasen mache, die Segensoden, womit er die Revolution anfänglich begrüßt hatte, mittels einer ganzen Reihe von Fluchoden widerrufen. Wieland, welcher in seinem „Merkur“ die Sache der Neufranken bis zur Proklamirung der Republik gehalten und vertheidigt hat, stimmt jetzt Jeremiaden über das Schalten und Walten des Konvents an, was ihm seine Freunde Knebel und Herder übel vermerken; denn diese beiden, und Bruder Humanus insbesondere, sind standhafte Demokraten und sie überließen sich nie der kindischen Illusion, eine große Revolution könnte und müsste sich so geräuschlos, sauber und grandezzamäßig vollziehen wie die Haupt- und Staatsaktionen fürstlicher Hochzeiten und Kindertaufen an einem unserer Duodez- und Sedezhöfchen. Was Göthe angeht, so ist er, ob zwar von Hufschmieden und Schneidern abstammend, ein geborener Aristokrat im Hochsinne des Wortes, eine jupiterliche Natur, die auch in seinem Aeußern mächtig und prächtig sich ausgeprägt hat, wenngleich nicht geleugnet werden kann, daß unser Jupiter in Haltung, Gebaren und Sprechweise einen höchst störsamen Zug reichsstädtischer Versteifung nicht zu verbergen vermag.

Wenn nun der Dichter des Götz, des Werther, des Prometheus und des Faust in seiner Sturm- und Drangzeit auch ein Stück von Revolutionär gewesen ist, und zwar

ein gewaltiges Stück, so hat Se. Excellenz der Herr Kammerpräsident und Geheimrath von Göthe dafür poetisch Reu' und Leid gemacht oder, wie böse Zungen sagen, sehr unpoetisch. Denn, fürwahr, nur ausgemachte Göthe-Narren — es gibt deren eine gute Zahl — können in den dramatisirten Fehdebriefen, betitelt „Die Aufgeregten" und „Der Bürgergeneral", welche der große Dichter gegen die französische Revolution zu erlassen sich bemüssigt fand, etwas besseres finden als den ordinären Gelegenheitskram eines Hofmanns, welcher darüber verstimmt ist, daß die Weltgeschichte anderwärts ein anderes Gesicht macht als am kleinen Musenhofe zu Weimar. Man muß jedoch billig berücksichtigen, daß alles Revolutionär-Gewaltsame zwar nicht dem werdenden Göthe zuwider war, wohl aber der ganzen Natur und Art des gewordenen zuwider sein muß. Da er für das Verständniß der Geschichte gar kein Organ besitzt — sein „Egmont" bezeugt es — so kann und will er in allen den großen Krisen und Katastrophen, welche die Stationen auf dem Vorschrittsweg der Menschheit bezeichnen, nur gemachte Gewaltsamkeiten sehen, nur willkürliche Eingriffe in sein Ideal „ruhiger Bildung". Daher hat er neulich dieses Epigramm niedergeschrieben, welches mir zu sehen gegönnt war: —

„Was das Lutherthum war, ist jetzt das Franzthum in diesen
Letzten Tagen; es drängt ruhige Bildung zurück —".

worin er, wie du siehst, Reformation und Revolution in *einen* Verdammungstopf zusammenwirft. Die Bonzen werden sich, wenn sie es erfahren, weidlich daran erbauen und erfreuen.

Du wirst es ohne Zweifel begreiflich finden, daß unser weiland Ordensbruder also zur Revolution sich stellt und verhält, ja, daß er im direktesten Gegensatz zum neufränkischen Evangelium der Freiheit und Gleichheit in seinem „Tasso" nachdrücklich ausgesprochen hat:

„Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein,
Und für den Edlen gibt's kein höher Glück
Als einem Fürsten, den er liebt, zu dienen . . ."

Was dich aber nicht wenig in Verwunderung setzen wird, ist, daß der Dichter der „Räuber", des „Fiesko", der „Luise Millerin" und des „Karlos" eifrigst in dasselbe widerrevolutionäre Horn bläs't. Für den über den Wolken zwischen den Sternen wandelnden Idealismus Schillers konnte ein Ereigniß wie die französische Revolution nur störsam sein. Denn solche Wolkengänger und Sternenwandler sehen mit Verachtung darüber weg, was innerhalb des Dunstkreises der gemeinen Wirklichkeit vorgeht, und wenn, was nicht ausbleiben kann, diese Vorgänge ihnen dann und wann einen unliebsamen Stoß versetzen, so schelten sie zornig über die leidige Thatsache, daß ihren Idealen die Prosa des Lebens nicht entspreche. Eine so wesentlich idealisch angelegte, stets auf das Höchste und Edelste gerichtete Natur wie die Schillers ist nur allzu geneigt und bereit, zu übersehen, daß große Ideen, wenn sie nicht wirkungslos im Himmelsblau des Idealismus verflattern sollen, mit gemeinem Erdenstaub sich umkleiden, in Gestalt von menschlichen Interessen und Leidenschaften zu Fleisch und Blut werden müssen. Daraus, sowie aus unserer deutschviereckigen Unbeholfenheit in Sachen der Politik, aus unserer angeborenen staatsbürgerlichen Nullität, erklärt es sich, daß unser theurer Schwabe, ohne aufzuhören, ein Dichter der Freiheit zu sein, von Anfang an gegen die Revolution gestimmt sein konnte. Er hat, wie ich aus besten Quellen weiß, nach Eröffnung der Nationalversammlung im Mai 1789 des bestimmtesten verneint, daß dieselbe etwas Rechtes und Dauerndes schaffen könnte. Ferner hat er beim Empfange der Nachricht vom Bastillesturm den Jubel, welchen seine Braut, Lotte von Lengefeld, und ihre Schwester, Frau von Beulwitz, darüber aufschlugen, mit den Worten gedämpft: „Die Franzosen kennen und anerkennen keine andere Ordnung als die militärische und es ist daher höchlich zu bezweifeln, daß sie sich republikanische Gesinnungen anzueignen, daß sie überhaupt die Freiheit zu ertragen vermögen." Als der Proceß Ludwigs des Sechszehnten bevorstand, trug sich Schiller alles Ernstes mit dem Gedanken, eine Vertheidigungsschrift für

den entthronten Monarchen dem Konvente vorzulegen. Die Hinrichtung des Königs erfolgte aber, bevor der Dichter seine angefangene Arbeit vollenden konnte. Seither und vollends seit der Guillotinirung der Königin spricht er von den Franzosen nur noch als von „elenden Schindersknechten“.

Sei gegrüßt und befriedige bald vollauf die gerechtfertigte Neugier des Freundes, zu erfahren, was alles du die letzten Jahre her erlebtest.

2.

Harmodios an Aristogeiton.

Paris, Oktober 1794.

Es gab eine Zeit, eine kaum verflossene Zeit, wo ich es lächerlich fand, daß Danton, dessen Stärke sonst und überhaupt im lässigen Hinwerfen oder zermalmenden Herausdonnern von Gigantismen bestand, die Klagefrage thun mochte: „Kann man das Vaterland an den Schuhsohlen mitnehmen?“ Denn ich, mein Freund, ich hatte auf der Rheinbrücke bei Kehl allen deutschen Staub und Schmutz sorgsam von den Reiseschuhen geschüttelt, um ja nichts Vaterländisches mit hinüber zu nehmen in das gelobte Land der Freiheit und Gleichheit. Ich arbeitete mit allem Fleiße daran, mich zu entdeutschen, und warum sollte es mir nicht gelingen? Haben uns nicht deutsche Prinzen und Prinzessinnen, welche so oder so auf fremde Throne berufen worden, herrliche Beispiele von raschester und vollständigster Entdeutschung gegeben? Hat nicht z. B. die deutsche Prinzessin von Anhalt-Zerbst, Katharina die Zweite, stets als eine Todfeindin ihres Vaterlandes sich erwiesen? Hat nicht die Königin Marie Antoinette im Mai von 1777 an ihre Schwester Marie Christine frohlockend geschrieben: „Je me sens françoise jusqu' aux ongles“? Mussten wir uns nicht von deutscher Unterthänigkeit wegen angeeifert fühlen, solche

allerhöchstsublime Vorbilder, welche ich leicht bis zu einer stattlichen Zahl vermehren könnte, in submissester Unterwürfigkeit ersterbend, nachzuahmen?

Wohl, ich wähnte, es wäre mir wirklich gelungen. Da führt mich vor etlichen Wochen mein Unstern in den Handschriftensal der Nationalbibliothek und spielt mir dort einen Kodex altdeutscher Gedichte in die Hände, welchen die Franzosen zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten zu Heidelberg oder sonstwo gestohlen haben. Eingedenk, daß ich in den Flegeljahren meines klopstöckischen Teutonismus eine Weile altdeutsche Studien getrieben, d. h. mit den göttinger Hainbündlern einen Hoppsassa um die Wodans-Eiche getanzt hätte, durchblätterte ich den Band, und als ich auf die Stelle stieß, wo ein mittelalterlicher Dichter wehklagt: —

„Owê war sint verswunden alliu miniu jar!
Ist mir min leben getroumet oder ist ez war?
Liut unde laut, da ich von kinde bin erzogen,
Die sint mir fremde worden, reht', als ez si gelogen —"

da überstürzte mich nicht das Heimweh, wohl aber das Gefühl der Heimatlosigkeit wie ein Katarakt von Schmerzen und ich glaube fast, mir altem Narren wurden die Augen naß. Ich weiß, ich vermöchte nicht mehr unter euch zu leben; ich könnte in eurer von Theologismen, Servilismen und Philisterismen miasmaisirten Atmosphäre nicht athmen; die deutsche Krähwinkelei macht mir noch in der Erinnerung übel und ich habe sattsam erfahren, welche jammersälige Engherzigkeit, welche hartgesottene Selbstsucht, welche kleinliche Bosheit nur allzu häufig hinter eurer vielgerühmten „Gemüthlichkeit" steckt. Aber trotz alledem hab' ich Mühe, mich aufrecht zu halten unter der Last des Gefühls, heimatbar und vaterlandslos da zu stehen in der unabsehbaren Oede eines phantastischen Weltbürgerthums, und wenn ich den Blick rheinüber wende und bedenke, daß unser Volk die Vormacht Europa's sein könnte, während es, und zwar durch eigenes Verschulden, nur dessen Spott ist, da siedet mir der Zorn in der Brust und mein Herz möchte aufschreien vor Pein. Siehst du, man muß ein deutscher Prinz

oder eine deutsche Prinzessin sein, um sich wirklich und völlig entdeutschen zu können. An und in uns anderen erneut sich immer wieder die alte Geschichte vom horazischen Topf: —

„Quo semel est imbuta recens servabit odorem
Testa diu . . .“

Was du mir vom Schiller schriebst, verwunderte mich gar nicht. Der Mann ist nach allem, was ich von ihm weiß, ein Deutscher höchster Potenz, ein wahrer Idealmensch unserer Nationalität. Es war der große deutsche Jammer zu aller Zeit, daß die Besten unseres Volkes von der Idee zur That keine Brücke zu schlagen verstanden, ja nicht einmal schlagen wollen. Denn beim Brückenschlagen geht es schlechterdings etwas turbulent und unreinlich her, und darf man nicht davor erschrecken, bis an die Kniee und bis über die Kniee und gelegentlich bis an den Hals in trübem Wasser zu stehen und im Schlamm und Morast zu arbeiten.

Die ewigen Wolkenkuckuksheimer! Sie verlangen, daß sich die Weltgeschichte in der Wirklichkeit gerade so sauber und nett, so ungefährlich und ästhetisch ausnehme wie in Gemälden oder auf der Bühne. Freilich, keine Frage, das Brautbett ist auch ein schöner Ding als das Kindbett, und doch findet der Gedanke des Brautbettes seine Erfüllung und Verwirklichung nur im Kindbette. Mit eurer „ruhigen Bildung“! Das ist ja doch nur eine blöde Marotte, welche durch das Buch der Geschichte, wie jeder Schuljunge wissen könnte, von Blatt zu Blatt Lügen gestraft wird. Denn niemals haben die Dummheit und Nichtswürdigkeit der Menschen es gestattet, daß ein tüchtiger Vorwärtsruck geschah ohne die heftigsten Erschütterungen und wüthendsten Kämpfe. Kümmert sich etwa eine in der Qual der Wehen sich windende Kreißende um die Vorschriften der Anstandslehre? Mit nichten! Und die kreißende Menschheit, wenn sie unter vulkanischen Krämpfen ein neues Zeitalter in die Welt setzte, sollte dabei säuberlich und ordentlich nach dem Katechismus „ruhiger Bildung“, wie ihn stubenhockende Poeten und Gelehrte zusammengefabelt haben, verfahren können? Firlefanz!

Sage doch dem Herrn Hofrath Schiller — denn er scheint es nicht zu wissen — daß er ein Mitbürger der „elenden Schinderskechte" ist, ein „Citoyen français" in aller Form. Denn die Nationalversammlung hat ihm vor zwei Jahren zugleich mit Washington, Kosciusko, Wilberforce, Klopstock und Pestalozzi das französische Bürgerrecht als Ehrengeschenk zuerkannt. Man spielt hier im Theater des Marais seine „Räuber" unter dem Titel „Robert chef des brigands", aber ganz sansculottisch zugeschnitten und verhunzt. Ich sah dort im vorigen Jahre das Stück in Gesellschaft des Barons Wilhelm von Wolzogen, welcher sich damals als Geschäftsträger des Herzogs von Wirtemberg hier befand. Es kam uns vor wie eine Büste des Brutus, die man, wie um die Züge des Tyrannentödters recht grell hervortreten zu lassen, mit Blutfarbe angepinselt hatte. Da Schiller durch die Hinrichtung des Königs so sehr erschüttert worden, so mache ihn doch gelegentlich aufmerksam, daß die Republikaner nur das Opfer vollzogen, welches die Konstitutionellen zubereitet hatten. Diese Herren, die Lafayette, die Lameths, die Duport, die Maubourg, kurz die ganze konstitutionelle Blase, sie hat von Anfang an nichts anderes gewollt als an die Stelle der völlig unhaltbar gewordenen Privilegien des Ancien Régime ein unter den Formen des verfassungsmäßigen Königsthums neu und fest zu begründendes Privilegium der Noblesse und Bourgeoisie zu setzen. Nobles und Bourgeois sollten fortan in Frankreich sein, was Nobility und Gentry in England sind, die Herren des Monarchen, die Nutznießer der Monarchie. Um die wirkliche Sorte der Loyalität und des Monarchismus der konstitutionellen Führer zu erkennen, genügt es, ihr Gebaren mit angesehen zu haben, als die Flucht des Königs nach Varennes in Paris bekannt geworden war. Wie Lafayette vergnügt hohnlächelte! Was er für kynische Witze ausgehen ließ! Wenn man in den konstitutionellen Kreisen von dem entflohenen Monarchen sprach, hieß es ganz ungenirt: „Ce gros cochon là est fort embarassant" — und ganz offen erörterte man die Fragen: „L'enfermera-

t-on? Régnera-t-il? Lui donnera-t-on un conseil?“ Es hat nie eine schnödere Heuchelei auf Erden gegeben als das konstitutionelle Wesen, das aber eigentlich gar kein Wesen ist, sondern eben nur Schein, Gaukelei, Blendung und Selbstverblendung . . .

Wie ich die letzten Jahre her gelebt und was ich erlebt, fragst du? Oh, Bruder von Eleusis her, Ungeheures! Bei der Erinnerung, was ich gesehen, was ich gehört, was ich erfahren, wandelt mich oft ein Schwindel an, ein Sausen ist in meinen Ohren wie Meeresbrausen und die Pulse meiner Schläfen pochen, als wollte mir der Kopf zerspringen. Der Lavastrom des Schreckens, der sich an mir vorübergewälzt, hat mir mit seiner Höllenglut die Haare weißgesengt. An meinen jetzt vor Begeisterung flammenden, jetzt vor Entsetzen starrenden Augen ist eine Kolossaltragödie vorübergegangen, die wohl kaum ihres Gleichen hat auf Erden. Menschen-Götter und Menschen-Bestien die Schauspieler und Schauspielerinnen! Und inmitten dieses rasenden Wirbelwindes von Erhabenstem und Gemeinstem, von Scheußlichstem und Rührendstem hab' ich gelebt!!! Weißt du, was das heißen will, gelebt haben im Vulkanskrater des terroristischen Paris? Nein, du kannst es nicht wissen; ich aber, ich weiß es von der Stunde an, wo ich der Sphinx Revolution aus nächster Nähe ins tödtliche Auge sah, wo sie mich packte mit ihrer Löwenkrallenfaust, mich als „Verdächtigen“ in die „Abtei“ schleuderte und schon im Begriffe war, in die Pikenspitzen und Säbelschneiden der Septembermörder mich zu werfen, als ein Machtwort Dantons, gesprochen auf Betreiben des armen, guten, närrischen Redners des Menschengeschlechtes, unseres Landsmanns Klootz aus Kleve, mich rettete.

Ah, wer wie ich in der Nacht vom 2. auf den 3. September 1792 einen Blick in den Hof der Abtei gethan, der hat in den Orkus geschaut! Und doch überrieselte mich noch ein eisigeres Grauen, als mir vor Jahresfrist die arme gute Rosalie Lamorlière, welche der Königin Marie Antoinette in der Conciergerie die letzten Dienste erwiesen

hat, erzählte, daß und wie noch in ihren letzten Stunden die Verurtheilte brutalisirt worden ist. Die Unglückselige war gezwungen, angesichts des Gensdarmerie-Officiers, welcher Befehl hatte, sie Tag und Nacht nicht aus den Augen zu lassen, ihre Schaffottoilette zu machen, ja, angesichts dieses Menschen ihren letzten Hemdenwechsel vorzunehmen. Sie bückte sich zu diesem Zwecke möglichst hinter ihre ärmliche Bettstelle und bat die Rosalie Lamorlière, die Magd des Kerkermeisters, zwischen das Bett und den Officier sich zu stellen. Das Stück Viehmensch von Gensdarm aber drängte die Magd hinweg, und als die Königin mit großer Sanftmuth („„avec une grande douceur““) zu ihm sagte: „Mein Herr, im Namen der Ehrbarkeit gestatten Sie mir, das Hemd ohne Zeugen zu wechseln!“ entgegnete er grob: „Was, Ehrbarkeit? Meine Ordre lautet, alle Ihre Bewegungen scharf zu überwachen!“

Ich bin kein Royalist und ich bin kein Empfindler. Ich glaube noch heute, daß der 21. Januar von 1793 ein weltgeschichtlicher Sühnungstag für die bergehohen Sünden der Valois und der Bourbons gewesen ist. Ich bin noch jetzt überzeugt, daß Marie Antoinette zwar weit über ihr Verschulden, aber keineswegs schuldlos gelitten hat. Ich weiß, ihr aristokratischer Hochmuth war verletzend und herausfordernd, ihre Verschwendungssucht zügellos, ihre Manie, die Polignacs und ähnliches Ungeziefer mit vollen Händen aus der Staatskasse schöpfen zu lassen, sündhaft, ihre Einsicht in die Zeitlage gleich Null und ihr Widerstand gegen die Staatsreform heftig und taktlos, wie auch früher ihr Benehmen gegen die Herren Lauzun, Dillon, Coigny, Fersen, mildestens gesagt, nicht eben taktvoll gewesen war. Aber das alles war weggewischt von der Tafel der Thatsächlichkeit, als ich am 14. Oktober vorigen Jahres Marie Antoinette vor dem Revolutionstribunal stehen sah. Nicht die gefallene Enkelin der Cäsaren, nicht die gedemüthigte Tochter der stolzen Marie Theresia, nein, das beleidigte Weib, die beschuldigte Gattin, die beschimpfte Mutter war es, welche mir schmerzlichste Theilnahme abgewann.

Wenn ich jenes Tages gedenke, richtet sich vor meinem innern Auge das Bild der Königin empor, rein, edel, groß, mit der ganzen Majestät des Unglücks angethan und vom hellsten Nimbus des Heldenthums umleuchtet. Und als nun die Revolution ihre meines Erachtens größte Abscheulichkeit und Infamie beging, als auf des wahnwitzigen Schurken Hébert Veranlassung die unerhörte Beschuldigung, den eigenen unmündigen Sohn blutschänderisch verdorben zu haben, gegen die Angeklagte erhoben wurde, — der Blick, welcher da ihrem Auge entfiel! Niemals wieder ist die souveräne Verachtung einer Welt, in welcher so Scheusäliges ersonnen werden kann, in einem Menschenblicke so zusammengefaßt gewesen, wie sie es in diesem war . . . Aber wie wunderlich widerspruchsvoll sind wir Menschen gebaut! Von demselben Gräuelerfinder Hébert kann ich einen Zug bizarrster Sentimentalität bezeugen. Während der Todesfahrt Ludwigs des Sechszehnten vom Tempel zum Revolutionsplatze saß im Hôtel de Ville der Generalrath der Commune in Permanenz. Als die Meldung kam, daß des Königs Haupt gefallen, bemerkte eins der Mitglieder der Versammlung mit Erstaunen, daß sein Nachbar und Kollege Hébert in Thränen ausbrach. „Wie, du weinst?“ — „Ach ja, der Tyrann hat meinen Hund so lieb gehabt und denselben so oft gestreichelt!“

3.

Aristogeiton an Harmodios.

Weimar, Oktober 1794.

Das Ereigniß des Tages ist hier die persönliche Befreundung von Göthe und Schiller, welche von den beiderseitigen Freunden und Freundinnen schon lange gewünscht wurde. Bei früheren gelegentlichen Begegnungen haben

die Beiden eher einander abgestoßen als angezogen und man weiß, daß Schiller vor fünf Jahren nach der ersten Zusammenkunft mit Göthe geäußert hat: „Oefter um ihn zu sein, würde mich unglücklich machen.“ Ebenso, daß Göthe nach seiner Heimkehr aus Italien nur mit Missbehagen den Beifall wahrnahm, welcher Schillers kraftgenialischen Erstlingen inzwischen zutheil geworden war, und daß er darum, als er dem schwäbischen Dichter im lengefeld'schen Hause in Rudolstadt zuerst begegnete, gegen denselben steif und abweisend sich benahm.

Nun aber haben sie sich eines schönen Juliabends in diesem Sommer drüben in Jena gefunden und verständigt und alle Welt hofft von diesem Geisterbund Ersprießliches, ein aufrichtiges und mächtiges Zusammenwirken im Reiche des Wahren und Schönen. Schiller ist im vorigen Monat für etliche Wochen von Jena herübergekommen und war in Göthe's Hause zu Gast. Da hatt' ich mehrfach Gelegenheit, die beiden Hochstrebenden und doch einander so Ungleichen zusammen zu sehen. In Göthe's Erscheinung schlägt das Imponirende vor, in der Schillers das Herzgewinnende, das Idealische, ich möchte sagen Marquis-Posaische. Freilich wird einem dieser Achtung erweckende und doch zugleich wohlthuende Eindruck durchaus nicht beim ersten Anblick des leider beständig kränkelnden Mannes zu Theil, der wie ein Ecce Homo aussieht. Man muß sich erst in diese lange, hagere, vorgeneigte, schlotterige Gestalt, in dieses hohlwangige, mit Sommersprossen bedeckte, von röthlichen Haaren lässig umflatterte, leidende Gesicht, man muß sich mehr noch in Schillers näselndes Organ und in seine geradezu verzweifelt und verteufelt schwäbische Zunge finden, welche „des“ statt das sagt und alle Doppelvokale schauderhaft misshandelt, bevor man erkennen kann, daß man einen Menschen ersten Ranges, einen Nummer-Eins-Mann vor sich habe.

Der Göthe kann unter Umständen noch recht heiter, sogar lustig sein, und was den Wein angeht, so verleugnet er nie den Main- und Rheinländer. Im letzten Juni sah

ich ihn eines Abends mit Voß, der hier war, mit Wieland, Knebel und Böttiger bei Herder zusammen und da ging es ausgelassen munter her. Der Hausherr ließ an diesem Abend weder den Generalsuperintendenten des Reiches Weimar spüren noch überhaupt das Geringste von der theologischen Essigsäure merken, welche ihm, wie nicht zu leugnen, die letzten Jahre her stark ins Blut gegangen ist. Wir machten die Skandalchronik der biblischen Erzväter, deren Laster und Lumpenstreiche Herder komisch vertheidigte. Dabei wurde rechtschaffen gezecht, Steinwein und Punsch.

Die geselligen Zusammenkünfte im göthe'schen Hause dagegen haben meist etwas Steifes, ein ich weiß nicht was, welches einen das Gefühl nicht loswerden läßt, daß man bei einer Excellenz sei. Selbst der kordiale und joviale Herzog Karl August, welcher für seine Person den burschikosen Geist und Ton der Kraftgenialitätszeit beibehalten hat, vermag seinen jupiterlichen Dutzbruder nur noch selten aus der ministermäßigen Gravität und Grandezza herauszubringen und hat im komischen Aerger darüber neulich ausgerufen: „Was der Kerl vornehm und steif und taciturn geworden ist!“ Aber freilich, Göthe mag durch sattsam widrige Erfahrungen im Hofleben bei Zeiten belehrt worden sein, daß der Ton, welcher in den siebziger und theilweise noch in den achtziger Jahren hier gewaltet hat, nicht länger fortzuführen sei.

Wir schwelgen dermalen in philosophischen und literarischen Erörterungen und die leidigen Fragen der Tagespolitik hält man sich geflissentlichst vom Leibe. Zumal im göthe'schen Kreise. Als dort während Schillers Anwesenheit einmal die Rede gelegentlich kam auf die bedenkliche Lage Deutschlands gegenüber den immer bedrohlicher hervortretenden Aggressivtendenzen der französischen Republik, machte Göthe dem Gespräche verstimmt ein Ende mit den Worten: „Ganz Deutschland ist in schadenfrohe, ängstliche und gleichgiltige Menschen getheilt. Ich für meine Person finde in diesem Wirrsal nichts Räthlicheres, als die Rolle des Diogenes zu spielen und mein Faß zu wälzen.“ Es

trat eine Pause ein, über welche uns Schiller hinweghalf, indem er sich erbot, uns ein Stück aus der Handschrift seiner unlängst vollendeten „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" vorzulesen.

Oh, Freund, das ist ein wunderbares, ein tiefsinniges Werk! Der Denker-Dichter entwickelt darin seine Philosophie, d. h. den erhabenen Gedanken, die Menschheit mittels Heranbildung derselben zum Gefühl und Verständniß des Schönen aus dem „Staat der Noth" in den „Staat der Freiheit und Vernunft" hinüberzuführen. Du wirst sagen: Nebelei! Aber ich bin gewiß, wenn du diese Meisterschrift gelesen, wirst, musst du ihrem edlen Schöpfer bewundernd beipflichten. Ich kann die Veröffentlichung des Werkes kaum erwarten. Es soll zunächst in den „Horen" erscheinen, einer Zeitschrift, welche Schiller herausgeben wird, und woran die besten Köpfe Deutschlands mitarbeiten werden. Göthe will seine „Römischen Elegieen" hineingeben, deren er etliche bislang nur im engsten Freundeskreise mittheilte. Freue dich auf diese herrlichen Dichtungen; das Alterthum hat Köstlicheres nicht hervorgebracht.

Aus der Vorlesung Schillers an jenem Abend ist mir eine Stelle, die mich tief betroffen hat, treu im Gedächtniß haften geblieben. „Von der Freiheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchen sich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen und hier, von einer pedantischen Kuratel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturstands entspringen. Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrektion auf die Würde derselben berufen, bis endlich die blinde Stärke dazwischen tritt, und den Streit der Principien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet . . ." Ist dies ein strafender Rückblick auf den bisherigen Gang der französischen Staatsumwälzung oder aber ein prophetischer Vorblick auf die nächste Zukunft Europa's? Jedenfalls wirst du zugeben, daß solche „Wolkenwandler" aus ihrer Vogelperspektive Menschen und Dinge mitunter erstaunend deutlich wahrnehmen.

4.

Harmodios an Aristogeiton.

Paris, December 1794.

„Aesthetische Erziehung des Menschen“ ... „Die Horen“, eine schöngeistige Zeitschrift ... „Römische Elegieen“ ... „Der Staat der Freiheit und Vernunft“ ... Wie fremd, wie märchenhaft, wie kindlich, um nicht zu sagen, wie kindisch mich das alles anklingt, mich, der ich den „Ami du peuple“ und den „Père Duchène“ nicht nur gelesen habe, sondern in Scene gesetzt sah, mich, der ich den Staat der Ohnehosen, der Strickerinnen Robespierre's und der Guillotinefurien erlebte und die wüsteste, willkürlichste und launenhafteste aller Tyranneien, die der Massen und der Gassen, miterduldete! Oh, ihr Siebenschläfer da drüben in Deutschland, wollt ihr denn nie und nimmer erwachen und euch endlich einmal die ewigen Träume aus den Augen reiben?

Gewiß, der Proceß der Geschichte ruht nie; aber er ist ein Kreislauf, eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Wohl häutet sich die Schlange, streift den verbrauchten Balg — ein Weltalter — ab und glänzt und gleißt in neuen Farben; aber sie bleibt Schlange. Die Formen und Farben der Unvernunft, Narrheit und Schurkerei wechseln, das Wesen aber ist und bleibt stets dasselbe. Nur Nebulisten und Phantasten können es für denkbar halten, daß jemals eine Zeit kommen könnte, wo die Menschen aufhören würden, zu thun, was sie von Anfang an gethan; eine Zeit, wo sie aufhören würden, einander zu belügen und zu betrügen, zu martern und zu morden. Und weißt du, Freund, was an dieser Moral der Weltgeschichte noch das Kläglichste? Der Umstand, daß die genialischen Menschen, die Helden, sowie die großangelegten Schurken stets den Dummköpfen, den Feiglingen, den kleinen Schuften unterliegen und zum Opfer fallen müssen ...

Die Titanomachie ist vorüber und die Pygmäen richten

sich möglichst bequem auf der grausigen Walstatt ein. Die Jugend Frankreichs und überhaupt alles, was noch gesund, tüchtig und rüstig in dieser Nation, ist, angewidert von dem Anblick der wüsten Trümmer, womit die revolutionäre Sündflut den Boden des Landes bedeckt hat, in die Feldlager geeilt. Die Revolution wird soldatisch, ist es bereits und will ihre Principien, natürlich verunstaltet und gefälscht, auf der Spitze der Bajonnette über Europa hintragen. Es fehlt nur noch ein Feldherr von Genie, der mit eiserner Faust die ungeheure, ungeduldig nach außen strebende kriegerische Kraft zusammenfaßt und lenkt. Vielleicht ist der Mann auch schon gefunden. Ich erinnere mich wenigstens, vor zwei Jahren einen gesehen zu haben, der aus dem Metall gegossen schien, woraus die Geschichte die Halbgötter und die großen Verbrecher gießt. Es war am 20. Juni 1792, dem Vorbereitungstage zum 10. August. Ich stand mit hunderten von Neugierigen am mittlern Bassin des Tuileriengartens, dem Mittelpavillon des Schlosses gegenüber, wo im Oeil-de-Boeuf die Volksmenge den armen König in einer Fensternische belagert hielt. Ganz nahe bei mir stand Dumouriez, welchen der übel, d. h. von seiner Frau und deren Kamarilla berathene Ludwig wenige Tage zuvor plötzlich und barsch aus dem Ministerium entlassen hatte. Ich erkannte den General, obgleich er seine Gestalt mittels einer langen Redingote und seine Züge mittels eines breitkrämpigen Hutes zu verhüllen suchte. Als der König mit der rothen Mütze auf dem Kopfe am Fenster erschien, umspielte ein sardonisches Lächeln die Mundwinkel des weggejagten Ministers. In diesem Augenblick sagte eine scharf, fast schneidend klingende Stimme mit zornvoller Betonung hinter mir: „Die Lumpenhunde! Man hätte die vordern Fünfhundert des Gesindels niederkartätschen sollen, die übrigen würden sofort ausgerissen sein!“ Ich wandte mich um und erblickte einen kleinen, schmächtigen, jungen Mann in der verschabten Uniform eines Artillerieofficiers. Ein hageres, olivengelbes Gesicht, von langen schwarzen Haaren eingerahmt und erhellt durch das melancholische

Feuer großer, südländisch-dunkler Augen, die unter einer prachtvoll gebauten Stirne hervorleuchteten. Es war in diesem Kopf, in diesen Zügen etwas Römisches, etwas Cäsarisches, was mich im höchsten Grade frappirte. Das Hin- und Herwogen der Kommenden und Gehenden trennte mich von dem Manne; ich habe denselben seither nicht wieder gesehen und kenne seinen Namen nicht. Aber seltsamer Weise machte mich die schiller'sche Stelle in deinem letzten Briefe der Erscheinung im Tuileriengarten lebhaft wieder gedenken.

Dieser 20. Juni! Acht Tage darauf wurde der dem Untergangsstrudel zutreibenden Monarchie ein letztes Rettungsseil zugeworfen.. Lafayette kam aus seinem Lager nach Paris geeilt, um die Royalisten und die Konstitutionellen um sich zu sammeln, verklagte den Jakobinismus an den Schranken der Nationalversammlung und bot der königlichen Familie seine Dienste an. Der König behandelte den „General der Konstitution" mit beleidigender Kälte und sprach nur wenige gleichgiltige Worte mit ihm. Als die Thüre hinter dem erkältet sich Zurückziehenden ins Schloß fiel, rief die ebenso verständige als tugendhafte Prinzessin Elisabeth aus: „Man muß das Vergangene vergessen und wir müssen uns mit Vertrauen diesem Manne in die Arme werfen, dem einzigen, welcher den König und seine Familie retten kann!" „Nein — entgegnete in ihrem hochmüthigen Starrsinn Marie Antoinette — viel besser ist es, zu Grunde zu gehen als durch Lafayette und die Konstitutionellen gerettet zu werden!" ... Ob aber das Rettungsseil haltbar gewesen wäre? Ach nein! Lafayette war nicht aus dem Stoffe gemacht, aus dem man Rettungsseile für untersinkende Königthümer dreht. Seine Erscheinung in Paris war ganz fruchtlos und musste es sein, denn der General war zu dieser Zeit schon völlig verbraucht. Revolutionen nützen unendlich viel Material erschreckend rasch ab.

Die Bekrönung Ludwigs des Sechszehnten mit der rothen Mütze war die Bekränzung des Opfers, dessen der „große Altar, wo die rothe Messe celebrirt wurde" — wie

der wüthende Terrorist Voulland das Gerüst der Guillotine nannte — schon harrte. Die Erhebung der Mütze der Galeerensträflinge zum Freiheitssymbol muß als eine der albernsten Marotten der Revolution bezeichnet werden. Sie entsprang, wie bekannt, aus den Zurüstungen zu dem thörichten, ja geradezu verbrecherischen Triumphe, welchen Collot d'Herbois und Mitkomödianten den amnestirten vierzig Schweizersoldaten vom Regimente Chateauvieux bereiteten, die mit Fug und Recht zur Galeerenstrafe verurtheilt worden waren. Weniger bekannt und euch in Deutschland wohl gar nicht, ist, daß Robespierre, der abstrakte Formelmensch, der zierlich frisirte und gepuderte, wohlgebürstete Contrat-Social-Pedant, welcher eigentlich ein Fanatiker der Ordnung gewesen, die rothe Mütze verachtete und verabscheute. Eines Abends zu Ausgang des März von 1792 war ich im revolutionären Pandämonium in der Straße Saint-Honoré, als Dumouriez, wenige Tage zuvor Minister geworden, kam, um der „Société-Mère" seine Achtung zu bezeugen. Es war neu eingeführter Brauch, daß, wer die Rednerbühne im Heiligthum Sankti Jakobi bestieg, die rothe Mütze aufsetzen musste, und Dumouriez that es. Nach ihm sprach Robespierre und that es nicht. Ein dienstbeflissener Sansculotte eilte ihm auf die Rednerbühne nach und stülpte ihm die unentbehrliche Kappe auf die höchst regelrechte Taubenflügelfrisur. Aber Robespierre, welcher den Launen und Leidenschaften der Menge keineswegs schmeichelte und dem nur seine Feinde nachreden können, er habe den Muth der Ueberzeugung nicht besessen, riß das rothe Ding entrüstet vom Kopf und warf es mit der Gebärde unverholenen Abscheu's zu Boden. In der nämlichen Sitzung hat Dumouriez einen guten, obzwar etwas kynischen Witz gemacht. Als man ihm bemerkte, daß man ihn und seine Kollegen von der Gironde bei Hofe die Sansculotten-Minister nenne, sagte er lachend: „Ei, was? Nun, wenn wir Sansculotten sind, so wird man nur um so besser wahrnehmen können, daß wir Männer" ...

Doch ich wette, ihr kennt daheim den wahren Ursprung

des vielberufenen Wortes nicht. Es ist dieser. Während der ersten Monate der Revolution lustwandelten bekanntlich noch viele Leute von der vornehmen Welt höchst vergnüglich an den Ufern des gewaltigen Stromes, welcher, aus seinem Bette schwellend, die Lustwandler bald mit sich fortreißen sollte. Eines Tages wohnten zwei vornehme Damen, Frau von Coingny und Frau von P . . ., nach ihrer Gewohnheit der Sitzung der Nationalversammlung an und begleiteten die ihnen mißfällige Rede des royalistisch eifernden Abbé Maury von der Galerie herab mit geräuschvollen Missfallsbezeugungen. Aergerlich darüber, schrie der grobe Abbé, auf die beiden Damen mit dem Finger deutend, zum Präsidenten hinüber: „Herr Präsident, stopfen Sie doch den beiden Sansculottes dort die Mäuler!“

Dieser Maury focht wacker in der Vorderreihe der Edelleute und Priester, welche es darauf angelegt hatten, die Revolution zu vergiften, um, wie sie hofften, durch die Anarchie hindurch zum Ancien Régime zurückzugelangen. Gerade wie auf der andern Seite den Demagogen der niedrigsten Sorte, so war auch diesen Vertheidigern von Thron und Altar kein Mittel zu schlecht, die Instinkte zu verwirren, die Köpfe zu erhitzen, die Leidenschaften zu entzügeln. Auf den Umstand, daß in den Provinzen die Volksmenge noch dem krassesten Aberglauben und stupidesten Götzendienst ergeben ist, wurden niederträchtige Machenschaften basirt und insbesondere war man erfinderisch in Ränken und Schwänken, um die Geistlichen, welche, getreu ihrem Lande und gehorsam dem Gesetze, die Civil-Konstitution des Klerus angenommen und den Schwur auf die Verfassung geleistet hatten, beim Volke in Misskredit zu bringen und mit ihnen zugleich die Revolution verdächtig und verhasst zu machen. Ein Beispiel hiervon. Der Pfarrer zu Chatillon sur Sèvres war so ein „prêtre assermenté“. Um ihn zu ruiniren, wurde ein Mittelchen angewandt, welches spasshaft gewesen wäre, wenn es nicht so satanisch-boshaft. Als nämlich eines Sonntags der Pfarrer das Tabernakel aufschloß, um den Hostienkelch

herauszunehmen und daraus den vor dem Altar knieenden Gläubigen das Fleisch und das Blut Christi mitzutheilen, sprang ihm aus dem geöffneten Tabernakel ein großer schwarzer Kater entgegen, setzte ingrimmig pfauchend über den Altartisch weg, durchbrach mit Miaugeschrei die Kette der Kommunikanten und rannte mit hoch emporgestelltem Schweife zur Kirche hinaus. Entsetzt stob die fromme Schar auseinander und der Sakristan, welcher den unglücklichen Murr in das Tabernakel prakticirt hatte, erhöhte die Wirkung des erwecklichen und erschrecklichen Wunders durch das kräftigst angestimmte Gezeter: „Der Teufel! Der leibhaftige Teufel!“ Aehnliche Praktiken „ad majorem dei gloriam“ sind dutzendweise vorgekommen, Praktiken, vollkommen würdig des Wauwau's, zu welchem die Pfaffen von Moses an bis heute Gott verunstaltet haben und verunstalten.

Aber wenn wir armen Eintagsfliegen, „Blättern des Waldes vergleichbar“, wenn wir, Gemengsel von Sonnenfeuer und von Erdenkoth, in unseren kühnsten Gedankenflügen alles Beste, Schönste, Höchste in der Idee der Gottheit zusammenfassen, hieß es dann dieser nicht auch eine namenlose Schändung anthun, wenn Menschen, d. h. Menschen-Bestien, welche sich aus dem Taumelkelche des Jakobinismus einen Tollrausch getrunken hatten, den unersättlichen Aasgeier Marat vergötterten? Oh, arme große Charlotte Corday, Heldin, schön wie eine Rose und rein wie Schnee, noch sehe ich dich auf dem Henkerkarren, die jungfräuliche Pracht deiner Gestalt nur von dem rothen Hemde verhüllt, das dich als Vatermörderin stigmatisiren sollte und dich statt dessen mit dem purpurnen Nimbus des Martyriums umgab, noch sehe ich dich, wie du, bescheiden und hoheitsvoll zugleich, mit unsäglichem Mitleid auf die Kanibalen und Kanibalinnen blicktest, welche maratistisch dich umheulten!

Ganz eigenthümlich verschiedenartig waren die beiden hochbegabten Brüder Chénier in die Revolutionsepisode Marat-Corday verflochten. Der genialere André, unbedingt der größte Poet, welchen Frankreich zu dieser Zeit hervorgebracht hat, und unbedingt eins der kostbarsten Opfer

des Schreckens, feierte, wie er früher dem Triumphe der Schweizer von Chateauvieux die unauslöschliche Brandmarke seiner Verse aufgedrückt hatte, die That der Jungfrau von Caen in einer herrlichen Ode, in welcher er seine Heldin also ansprach:

„Son oeil mourant t'a vue, en ta superbe joie,
Féliciter ton bras et contempler ta proie.
Ton regard lui disait: Va, tyran furieux,
Va, pour frayer la route aux tyrans complices,
Te baigner dans le sang fut tes seules délices —
Baigne-toi dans le tien et reconnais les dieux!"

Der andere Bruder aber, Marie Joseph Chénier, erstattete am 14. November vorigen Jahres im Konvent den Bericht über das Gesetz, kraft dessen die Ueberreste Marats ins Pantheon gebracht wurden. Aber das genügte der Maratmanie noch nicht. Das Herz des Aasgeiers ward in eine köstliche Urne von Achatstein verschlossen und diese auf einem eigens hierzu im Garten des Luxemburgpalastes errichteten Altar zur Anbetung ausgestellt. Zur Anbetung, ja! Man verbrannte Weihrauch vor diesem Heiligthum und ich habe ein gedrucktes Gebet in Händen gehabt, worin es hieß: „Herz Jesu, Herz Marats! Oh, heiliges Herz Jesu! Oh, heiliges Herz Marats!" Auf dem Karrouselplatz vor den Tuilerien erbaute man zu Ehren von Marat eine Pyramide, in deren Innerem seine Büste, seine Badwanne, sein Schreibzeug und seine Lampe als hochverehrte Reliquien aufgestellt wurden.

Im Buche des menschlichen Wahnsinns, sonst auch bescheidentlich Weltgeschichte genannt, darf sich diese Marat-Vergottung sicherlich neben dem Wahnwitzigsten sehen lassen und kann selbst neben den Beschlüssen des Koncils von Nikäa, neben den „Acta sanctorum", neben den Bullen der Gregore und Innocenze, neben der Inquisition und den Hexenprocessen, neben der Bibelbuchstabenabgötterei Luthers und dem Gnadenwahldogma Kalvins mit Ehren figuriren. Glücklich, dreimal glücklich die Unwissenden, welche in thierähnlicher Stumpfheit über diese unsere Erde hindußeln,

ohne zu ahnen, daß kaum ein Fleck auf derselben zu finden, wo nicht ein Blödsinn oder ein Gräuel geschah.

5.

Aristogeiton an Harmodios.

Weimar, August 1795.

Du würdest dich in unserer Musenstadt, allwo du vor Zeiten die „Geniewirthschaft“ mitangesehen und sogar mitgemacht hast, kaum noch auskennen, lieber Freund. So abenteuerliche Gestalten, wie sie damals hier spukten, solche Gesellen wie Lenz, Klinger, Kaufmann und Konsorten, würden jetzt keine Gastfreundschaft mehr finden und Versuche, das Poetische zu verwirklichen, Gedichte zu leben, wie wir vordem auf der Ettersburg, zu Ilmenau, in Stützerbach und auf dem Gickelhahn kraftgenialisch sie angestellt haben, wären jetzt geradezu unmöglich. Alles hat sich vernüchtert und versteift und selbst der Humor Karl Augusts spielt, wie mir scheinen will, seit des Herzogs Heimkehr von der so kläglich verlaufenen Campagne nach der Champagne nicht mehr in den früheren Brillantfarben. Es hängt ja etwas in der Luft, das mit Schicksalsschwere auf die Gemüther drückt und auch in die literarische Bewegung mehr und mehr Verstimmung und Parteiung hineinträgt. Herder, welcher den guten alten Papa Wieland mit sich zieht, stellt sich immer moroser dem göthe-schiller'schen Kreise gegenüber und geht in seiner Verbitterung so weit, daß er den neueren Schöpfungen der beiden großen Freunde das trivialste, platteste Makulaturzeug, wie z. B. das Romangeschmier eines Lafontaine und die zu kindischem Gefasel und Gelalle heruntergesunkene Reimerei des armen alten Gleim vorzuziehen affektirt.

Göthe hat einen leidlich gelungenen Versuch gemacht,

für die weimarer Literaten und die jenenser Gelehrten einen ausgleichenden Mittelpunkt zu schaffen. Es ist dies der wissenschaftliche Verein, welcher allmonatlich eine feierliche Sitzung hält und zwar im Palais der Herzogin Amalia. In einer dieser Sitzungen hörte ich in Gegenwart des ganzen Hofes einmal den wackern Knebel eine Abhandlung über die Höflichkeit vortragen, worin der deutschen Aristokratie starke Wahrheiten gesagt wurden, und zwar demokratisch herb und derb. Du ersiehst hieraus, daß man hier keineswegs von der Jakobinerangst befallen ist, welche freilich an andern deutschen Höfen wahrhaft lächerlich grassirt. Im übrigen ist hier nach dem Vorgange Göthe's dermalen das Dilettiren mit der Natur und Naturwissenschaft unter den „Gebildeten" die Mode des Tages und insbesondere sind die Weiber ganz darauf versessen, Herbarien zu kleistern und Steinsammlungen anzulegen. Die Sache hat aber ihre ernste Seite. Denn soviel ist klar, jeder Vorschritt auf dem Wege zur Erkenntniß der Naturgesetze bricht einen Stein aus der Bastille des Bonzenthums . . . .

Fast scheint es, der Glanz Weimars müsste vor dem aufgehenden Jena's erblassen. Die alte Universität hat durch die Anwesenheit Schillers und mehr noch durch das Auftreten des jungen Philosophen Fichte einen neuen Aufschwung genommen. Eine Anzahl von begabten und strebsamen Jünglingen, von welchen man sich für Wissenschaft und Poesie vorzügliches verspricht, ist aus allen Gegenden Deutschlands dort versammelt. Man nennt als bedeutend insbesondere zwei Brüder Humboldt, ferner zwei Brüder Schlegel, dann Hardenberg, Schelling und Brentano. Man muß glauben, daß eine neue Literaturepoche anzubrechen im Begriffe sei, namentlich wenn man erwägt, daß das meteorgleich aufsteigende Gestirn des Wunsiedlers Jean Paul Friedrich Richter neuestens die Gestirne Göthe's und Schillers zu verdunkeln droht. Von dem Enthusiasmus, welchen gegenwärtig der „Hesperus" Richters erregt, namentlich in der Frauenwelt, kannst du dir gar keine Vorstellung machen. Alle schönen und nichtschönen „Sansculottes"

hier und in Berlin und überall, von wo ich höre, sind hesperussüchtig. Es sind aber auch wunderbare Sachen in dem Buch, das muß man sagen . . .

Neulich hab' ich eine genußreiche Woche drüben in dem „lieben alten Nest“ wie Göthe Jena nennt, verlebt. Eines Tages war ich mit Fichte und Woltmann bei Schiller. Frau Lotte hatte uns eben den Kaffee eingeschenkt, als der Dichter mit einem Blatt Papier in der Hand aus seiner Arbeitsstube herüber kam. Er sah vergnügt aus und sagte: „Hört, ich habe da etwas gemacht; weiß aber nicht, ob es etwas ist.“ Damit begann er zu lesen: —

„Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen
Und Eichen stürzen unter ihm.
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen
Horcht ihm der Wanderer und lauscht;
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.“

Die folgenden Strophen weiß ich nicht mehr anzuführen, aber das ganze Gedicht ist eine prachtvoll-gedankenreiche Transfiguration der Mission des Dichters. Wir hatten mit freudigster Theilnahme gelauscht, und als Schiller von seinem Papier aufblickend uns ins Gesicht und in die freudestralenden Augen seiner Frau sah, sagte er: „Ich hab' schon gefürchtet, meine poetische Ader sei ganz vertrocknet; aber es scheint doch, sie wolle wieder in Fluß kommen.“

Frau Lotte fragte mich nach Neuigkeiten aus Weimar, worauf Woltmann meiner Antwort mit den Worten zuvorkam: „Nun, das neuste ist, daß Göthe's Vulpia wieder mal eine Sechswochen-Reise thun muß. Die erste dieser Reisen fiel, mein' ich, in den December von 1789. Die wievielte ist wohl die gegenwärtige, Frau Hofräthin?“ „Ich bin nicht in die Geheimnisse der Demoiselle eingeweiht“, entgegnete den Mund verziehend Frau Lotte und ging hinaus. Sie verehrt zwar den Göthe hoch und innig, kann

aber schon aus Rücksicht auf ihre Freundin Charlotte von Stein natürlich die „Demoiselle" nicht leiden, mit welcher sich Göthe nach seiner Heimkehr aus Italien selber kopulirt hat. „Ist's denn wahr — fuhr Woltmann fort — daß die Stein, welche denn doch nachgerade sehr unter das alte Eisen gehört, noch immer voll Gift und Galle auf die arme Vulpia ist?" „Ja, versetzte Schiller, in solchen Dingen verstehen die Weiber keinen Spaß. Bei mir daheim in Schwaben gibt's ein Wort, welches das Gefühl, was Frau von Stein noch jetzt gegen die Demoiselle hegt, drastisch-richtig kennzeichnet. Schade, daß es in guter Gesellschaft nicht aussprechbar ist."

Dann redete er mit Fichte über dessen kühne Schrift „Zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution" — und zwar sprach er als Aristokrat, — in dieses Wortes eigentlichem und ursprünglichem Sinne, wohlverstanden! Der Demokrat Fichte hielt ihm energisch Widerpart und Schiller beschloß endlich den Disput, indem er, auf Kants „Kritik der reinen Vernunft" weisend, welche auf dem Tische lag, sagte: „Die rechten und wirklichen Principien, welche einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfassung zu Grunde gelegt werden müssen, sind noch nicht so gemein unter den Menschen. Sie sind noch nirgends als hier!" Worauf Fichte, das himmelstürmende Buch mit der Linken aufraffend, mit der Rechten darauf schlagend und mit seinen dunkeln, blitzenden Kugelaugen den Dichter anschießend: — „Und wissen Sie, Herr Hofrath, was dieses Buch eigentlich ist? Ich will es Ihnen sagen. Es ist die *deutsche* Guillotine!"

6.

Harmodios an Aristogeiton.

Paris, November 1795.

Ahnt' ich es doch, daß hinter dem jungen Kriegsmanne, welchen ich am 20. Juni von 1792 im Tuileriengarten gesehen, etwas stecken müsste. Unlängst sah ich ihn wieder als General Bonaparte, am 13. Vendémiaire (5. Oktober) mit schnellfertiger Energie die royalistische Insurrektion gegen den Konvent zerstäubend. Ich hatte da einen Augenblick Gelegenheit, zu beobachten, wie er von den Stufen der Kirche von Saint-Roch herab seine Befehle gab. Ein Marmorantlitz, ein Herrscherblick! Die Art, wie er seine Rechte bewegte, schien anzudeuten, er fühle, daß das Geschick Frankreichs in diese Hand gelegt sei. Alles in allem: dieser Mann hat vielleicht das Zeug zu einem Cäsar oder Cromwell, gewiß aber nicht zu einem Washington.

Am 26. Oktober hat der Konvent seine Sitzungen geschlossen und zu existiren aufgehört. Der Vulkan in den Tuilerien, wohin er sich aus der Manège versetzt hatte, ist erloschen. Eruptionen, wie der in die Welt geschleudert, müssen jeden Vulkan erschöpfen. Die ungeheure Arbeit, welche diese Versammlung zu thun hatte und welche von ihr wirklich gethan wurde, wird erst eine spätere Zeit leidlich gerecht zu werthen wissen. Auch die Verdienste und die Verbrechen der Helden und Opfer der Konventspolitik werden erst in viel späterer Zeit auf der Goldwage der Geschichte richtig erprobt werden. Heutzutage wirft noch jeder seine Parteileidenschaft mit in die eine oder andere Wagschale. Merkwürdig ist aber, daß sich das Urtheil über den mir persönlich stets unausstehlich gewesenen Contrat-Social-Pedanten Robespierre schon jetzt zu modificiren beginnt. Aufrichtige Republikaner, welche das Blutregiment immer verabscheuten, nehmen keinen Anstand, zu erklären, daß sie einen groben politischen Fehler begangen hätten,

als sie am 9. Thermidor mit den Feinden Robespierre's, mit solchen notorischen Schurken wie Tallien und Collot, gemeinschaftliche Sache machten. Noch mehr, ein eifriger, aber ehrlicher und urtheilsfähiger Royalist, Monsieur de Beaulieu, hat neulich öffentlich geäußert, es „sei ganz unbestreitbar, daß die größten Gewaltsamkeiten seit dem Beginne des Jahres 1794 durch die Leute hervorgerufen und in Scene gesetzt wurden, welche auf den Sturz Robespierre's sannen."

Am 28. Oktober ist mit der Eröffnung des Rathes der Fünfhundert und des Rathes der Alten die Konstitution des Jahres 3 der Republik ins Leben getreten. Seither wurde auch die oberste Exekutiv-Gewalt, das Direktorium, gewählt und installirt. Es wird eine Regierung der Schwäche sein, obgleich ein ehemaliges Hauptmitglied des Wohlfahrtsausschusses, Carnot, darin sitzt und obgleich ein anderes Mitglied, Rewbell, dieser Tage sehr vernehmlich sagte: „Der einzige Vorwurf, welchen ich Robespierre mache, ist, daß er zu milde gewesen." Wir treiben, das ist meine feste Ueberzeugung, nicht allzu schnell, aber sicher zur Monarchie zurück. Denn alle Welt sehnt sich nach Ruhe um jeden Preis. Die Illusionen sind zerstoben, die Principien verbraucht oder verfälscht, die politischen Schaustücke sind zum Ekel geworden und auf die Metze Popularität speit man. Mit Recht! Fasse nur, mein Freund, um die bodenlose Infamie dieser Metze zu erkennen, dies eine Beispiel ins Auge. Am 14. Juli von 1792, beim zweiten Föderationsfest, war Pethion der Herrgott der Pariser, der Abgott Frankreichs. Gerade ein Jahr, nur ein Jahr später fand man bei Saint-Emilion den von Wölfen angefressenen Leichnam des Abgottes, der sich, vom Konvent geächtet, auf qualvoller Flucht selber den Tod gegeben hatte. Das Gedächtniß der Menge für ihre Lieblinge ist, wo möglich, noch kürzer als ihr Verstand, und wer sich den Respekt und die Anhänglichkeit des großen Haufens auf die Dauer sichern will, thut am besten, wenn er stets zu demselben spricht wie der Herr zu dem Knecht . . .

Das Regiment des Schreckens ist vorüber, das der Liederlichkeit hebt an. Die alte Kokette Paris putzt sich nach Kräften auf, um die verrauschte Blutorgie in Wollustbakchanalien zu vergessen. Alle Welt lechzt nach Genuß, jedermann stürzt sich in alle möglichen und irgendwie erschwinglichen Vergnügungen und niemand kümmert sich um den sicher bevorstehenden kolossalen Staatsbankerott. (Im November 1794 waren 6 Milliarden und 400 Millionen Assignaten im Umlauf, im Juli 1795 nicht weniger als 12 Milliarden. Gegenwärtig steht an der Börse der Louisd'or auf 3500 Livres; 145 Livre in Papier sind gleich 1 Livre in Silber. Damit du eine Vorstellung erhaltest von der Theurung, welche alle diese Jahre her hier geherrscht hat, will ich dir mittheilen, daß der Haushalt meines Hauswirths, welcher auf höchst bescheiden bürgerlichem Fuße geführt wird und nur 3 Personen zählt, laut dem Haushaltsjournal im Monat December des verflossenen Jahres 5022 Francs gekostet hat. Ich fand da Posten wie diese: — 1 Fuhre Holz 1460 Fr., 9 Pfund Talgkerzen 900 Fr., 7 Pfund Oel 700 Fr., 4 Pfund Zucker 400 Fr., 1 Scheffel Kartoffeln 200 Fr., 4 Pfd. Brot 180 Fr.)

Es liegt ein melancholischer Reiz für mich darin, die Stadt zu durchwandern, welche seit etlichen Monaten wenigstens in mehreren Quartieren schüchterne Versuche macht, wieder ein aristokratisches und royalistisches Aussehen zu gewinnen, und mich auf solchen Wanderungen der Scenen zu erinnern, welche ich auf diesen Straßen und Plätzen mitangesehen habe zur Zeit des Ohnehosenregiments, wo Cambon seinen Concitoyens zuschrie: „Wollt ihr eurer Pflicht genugthun und eure Angelegenheiten fördern? Guillotinirt! Wollt ihr die ungeheuren Kosten eurer Armeen aufbringen? Guillotinirt! Wollt ihr eure unberechenbare Staatsschuld bezahlen? Guillotinirt! Guillotinirt!" . . . und wo Guillotine-Anakreon Barère die Philosophie des Schreckens zu dem Satze zuspitzte: „Das Brett der Guillotine ist ein Bett, nur etwas schlechter gemacht als ein anderes."

Damals konnte man leicht wahrnehmen, daß das Wort des Schreckens-Systematikers Saint-Just, welcher in einem mädchenhaft schönen Körper eine Eisenseele trug, das Wort: „Mit Rücksichten und Schonungen macht man keine Republik!“ konsequente Ausleger gefunden habe. Der Terrorismus hatte der Stadt sein düsteres Gepräge aufgedrückt und überall lastete die Eintönigkeit eines forcirten Spartanerthums. In den Straßen, deren Häuserzeilen nur noch wie unendliche Avistafeln für die bis zum Ekel zahllos wiederholte Inschrift: „Liberté, egalité et fraternité ou la mort!“ aussahen, kein frohes Regen und Bewegen, keine Processionen, keine Equipagen, kein Luxus mehr. Nur die öde Affektation des Sansculottismus, die garstige Carmagnole-Uniformität. Dieser Mode zufolge traten die Männer einher in Wämmsern von grobem schwarzem Tuche, langen Beinkleidern von gleicher Farbe, blauweißrothen Westen, unter der Nase möglichst ungeheuerliche Schnauzbärte, auf dem Kopfe die glatte schwarze „Jakobinerperücke“ und darüber die rothe Galeerenmütze mit der pflugradgroßen Nationalkokarde, dem unerlässlichen Zeugniß des „Civismus“, welches auch die Frauen in irgendeiner Form tragen mussten. Ja, die terroristische Pedanterei ging so weit, daß auch den Acteurs und Actricen auf der Bühne das Tragen der Nationalfarben nicht erlassen wurde. Du kannst dir denken, wie prächtig sich das machte, wenn Corneille's alter Horatius und Voltaire's Brutus, Molière's Tartuffe und Racine's Phädra mit mächtigen Trikolorkokarden an Helmen, Hüten und Hauben auftraten.

Die Weiber griechelten, d. h. sie gingen in Nachahmung der griechischen Hetärentracht soweit, daß sie zur Stunde glücklich dabei angelangt sind, nur noch ein Hemde, ja, nur noch ein Hemde in des Wortes verwegenst-hemdlicher Bedeutung statt aller übrigen Kleidung zu tragen. Da auf diesem Gebiete der Mode bislang durchaus noch keine Reaktion eingetreten ist, so sehe ich den Tag kommen, wo wahrhaft modische Damen auch noch des letzten Kleidungsstückes sich begeben werden, mit dem Kirchenvater von Alexandrien

philosophirend: „Die Schamhaftigkeit liegt nicht im Hemde.“ Wenn man Augenzeuge gewesen und jetzt noch ist, mit welcher paradiesischen Unbefangenheit Mesdames und Mesdemoiselles les Citoyennes ihr Fleisch in den Logen der Theater und anderwärts zur Schau auslegten und auslegen, kann man sich über den unglaublichen Kynismus des Umgangstons und Zeitungsstils, welcher in den letzten Jahren hier aufgekommen ist, nicht sehr verwundern. Das Unflätigste hierin hat bekanntlich der „Père Duchesne“ geleistet, aber an kolossaler Hyperbelhaftigkeit kam auf diesem Gebiete keiner und keine dem Danton gleich. Als ein getreuer Warner ihn benachrichtigte, Robespierre hole zum entscheidenden Schlage gegen ihn aus, sagte der Gigant lachend: „Robespierre? Bah! Je le mettrai au bout de mon . . ., et je le ferai tourner comme une toupie.“ Du kannst dir leicht vorstellen, wie dem luciferischen Stolze Robespierre's dieser Witz thun musste.

Die brutal-demokratische Dutzbruderschaft, welche von den Sansculotten den Leuten aufgezwungen, ja sogar im November 1793 von staatswegen allen Beamten der Republik anbefohlen wurde, war nicht weniger eine terroristische Narrheit als das kindische Wüthen gegen alle Denkmäler und Erinnerungen des Königthums. Die Worte Roy und Royal waren förmlich geächtet, selbst die vier Könige im Kartenspiel wurden unterdrückt. Leute, welche den Namen Le Roy führten, veränderten denselben, auf seinen „höchst verdächtigen“ Klang aufmerksam gemacht, in La Loi. Eine Citoyenne, welche Reine hieß, taufte sich in Fraternité-Bonne-Nouvelle um. Noch patriotischer verfuhr eine Mutter im Faubourg Saint-Antoine, welche ihrem neugeborenen Töchterlein den Namen National-Pike beilegte.

Aber am widerlichsten grimassirte und ras'te La Terreur zweifelsohne doch in den vom verrückten Chaumette und seinem Haupthandlager Momoro aufgebrachten und eifrigst geleiteten Orgien des Vernunft-Göttin-Kults. Hier gipfelte das terroristische Aergerniß, und wer noch einen Funken von gesundem Menschenverstand und Gefühl besaß, musste

sich mit Entrüstung und Ekel von diesen abgeschmackten und schamlosen Mummereien abwenden. Der gotteslästerliche und gottesleugnerische Wahnwitz lief geradezu in Blödsinn aus. So z. B. wenn ein Kerl Namens Magenthies in einer an den Konvent gerichteten Petition verlangte, es sollte Todesstrafe über jeden verhängt werden, welcher so „abergläubisch“ sei, in einem Schwur, einem Fluch, einer Redensart irgendwelcher Art den Ausdruck „Gott“ zu gebrauchen. Wie es aber der Schreckenstheorie und Blutpraxis nicht an heldischen Bekämpfern fehlte, wie namentlich Camille Desmoulins durch beispiellos muthvolle Befehdung jener Theorie und dieser Praxis in seinem „Vieux Cordelier“ alle seine Verfehlungen glorreich gesühnt hat, so fehlte es auch dem Vernunft-Göttin-Skandal keineswegs an muthigen Gegnern. Grégoire erhob vom religiös-sittlichen, Danton vom staatsmännischen Standpunkt aus kräftige Einsprache gegen das atheistische Spektakel; aber am entschiedensten ging demselben Robespierre zu Leibe. Denn wie sein Meister Rousseau, war auch er ein standhafter Deist und in diesem Umstande lag, will mir scheinen, der erste Keim seines Zerwürfnisses mit den Girondisten, welche bekanntlich dem heiteren Heidenthum von Hellas oder auch dem materialistischen Kredo ihrer Epoche zugeneigt waren.

Ich erinnere mich eines nach dieser Richtung hin sehr charakteristischen Auftritts. Zur Zeit, wo die Macht der Gironde auf ihrem Gipfelpunkte stand, wurde eines Abends bei den Jakobinern eine von Robespierre verfasste Adresse diskutirt, in welcher die Worte „Providence“ und „Dieu“ vorkamen. Der Girondist Guadet erhob sich gegen solche „Superstition“ und machte das Festhalten an derselben dem Verfasser der Adresse heftig zum Vorwurf, sagend: „Ich kann es nicht begreifen, daß ein Mann, welcher seit drei Jahren so muthvoll gearbeitet hat, das Volk von der Sklaverei des Despotismus zu befreien, mithelfen kann, dasselbe in die Sklaverei des Aberglaubens zurückzuführen.“ Die Improvisation, womit Robespierre diesen Angriff zurückwies, war vernichtend. Er hat niemals besser und schöner

gesprochen. Noch sehe ich ihn, wie er, die unansehnliche und unschöne Gestalt vom Feuer echtesten Pathos vergrößert und verschönert, zuletzt das erhabene Wort sprach: „Allein mit meiner Seele, wie sollte und wollte ich Kämpfe, die über Menschenkraft gehen, bestanden und überstanden haben, so ich nicht meine Seele zu Gott erhoben hätte?"

„Seul avec mon âme!" Gewiß, das war einer jener schrecklichen Aufschreie, wie sie das Menschenherz ausstößt in höchster Qual. Aber was weiter? Männer von Genius, welche zugleich das Unglück haben, Principmenschen und Charaktermänner zu sein, sind ja immer allein mit ihrer Seele, sind allzeit einsam in dieser Menschenwüste . . .

Das Räthsel des Tempels.

La verdad sospechosa.
(Selbst die Wahrheit ist verdächtig.)
Alarcon.

1.

Der Tempel.

Kein Zweifel, Paris ist jetzt die schönste Stadt des Erdballs. Aber freilich, die Franzosen haben es sich auch etwas kosten lassen, die alte Kothstadt zur modernen Glanzstadt umzuwandeln: — nur seit 1852 bis 1865 ist von stadt- und staatswegen nahezu eine Milliarde auf die Vergrößerung, Vergesundlichung und Verschönerung von Neu-Babylon verwandt worden. La Belle France erweis't sich stets als eine Krösa, so es um Befriedigung der Nationaleitelkeit sich handelt. Die Verschwendung, womit die uralte und ewigjunge Kokette ihren Empfangssalon Paris ausschmückt, hat übrigens auch etwas Großartiges. Die partikularistische Neidhammelei, Philisterei und Schäbigkeit der Deutschen würden es schwerlich dazu bringen, für den Glanz ihrer Hauptstadt — falls sie nämlich einmal eine widerspruchslos anerkannte hätten — so kolossale Opfer zu bringen.

Ja, die ehemalige Lutetia ist jetzo das Prachtjuwel der Städte. Welche Verwandlungen dieser Weltgeschichtebühne binnen hundert, binnen fünfzig, binnen zwanzig,

binnen zehn Jahren! Wenn heute ein Pariser aus den Tagen des vierzehnten Ludwigs oder des vierten Heinrichs oder gar einer aus dem fünfzehnten oder vierzehnten Jahrhundert wiederkäme, er würde nur noch die Seine als dieselbe vorfinden, vorausgesetzt, daß er den Strom in Gestalt seiner dermaligen Eindämmung und Ueberbrückung wieder erkennen würde.

Und was alles hat diese Stadt erlebt, seit sie aus der Residenz Julians des Abtrünnigen die Residenz Napoleons des Dritten geworden ist! Ein Gang durch Paris ist eine Wanderung durch die Geschichte Frankreichs; noch mehr, auch eine Wanderung durch die moderne Geschichte Europa's. Denn es bleibt eine Thatsache: das Herz des menschheitlichen Organismus pulsirte seit 1789 bis 1870 in Paris. Dort hob der Hammer zum Schlage aus, wann wieder eine Weltstunde um war. Die Despotenknechte von 1792 waren darum keineswegs so dumm, wie sie aussahen, als sie in dem „Manifest des Herzogs von Braunschweig" alles Ernstes die Forderung aufstellten, daß Paris vom Erdboden weggetilgt werden sollte. Der Instinkt des Hasses und der Furcht sagte ihnen, daß der Hahn der Freiheit dort immer wieder die Flügel schütteln und sein Auferstehungs-Kikeriki in die Welt schmettern würde.

Denn alles hat seine Zeit und so hatte die ihrige auch jene mittelalterliche Glaubensbegeisterung, welche Hunderttausende und wieder Hunderttausende zur Eroberung und Behauptung des „heiligen Grabes" aus dem Abendlande nach Palästina trieb, damit sie dort mehr oder weniger jämmerlich umkämen. Andere Hunderttausende, welche daheim blieben, entäußerten sich wenigstens großentheils oder auch ganz ihrer Habe zu Gunsten der Kämpfer für das heilige Grab und so kam es, daß insbesondere die geistlichen Ritterorden, welche zu dem genannten Zwecke in Palästina entstanden waren, zu großem Reichthum, Glanz und Ansehen gelangten. Den übrigen zwei, den Hospitalitern und Deutschherren, weit voran stand der dritte, die Templer oder Tempelherren (templarii oder milites, fratres, com-

militones templi), so geheißen, weil der erste Sitz des Ordens ein an den sogenannten salomonischen Tempel in Jerusalem stoßendes Gebäude gewesen. Im Jahre 1118 gestiftet, war die Templerschaft schon dreißig Jahre später eine reiche und mächtige Korporation und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts besaß der Orden nicht nur in der Levante, sondern auch und weit mehr noch in sämmtlichen katholischen Ländern Europa's eine Menge von Tempelhöfen, Balleien, Komthureien und Präceptoreien, einen Besitz an Häusern, Burgen, Land und Leuten, wie er so ausgedehnt und stattlich keinem Fürsten der Christenheit als Domäne zu eigen war. Den meisten Reichthum und größten Glanz hatte jedoch die Templerei in Frankreich erworben, wo der „Tempel“ in oder vielmehr bei Paris für den eigentlichen Mittelpunkt des Gesammtordenslebens galt.

Von der Place de la Concorde zieht sich in einem grandiosen Bogen bis zur Place de la Bastille die Reihenfolge von Prachtstraßen hin, welche unter dem Namen der Boulevards bekannt sind. Bei der Porte St. Martin wendet sich dieser unvergleichliche Bogen in ziemlich scharf südöstlicher Schwingung dem Bastilleplatze zu und zwar zunächst unter dem Namen „Boulevard du Temple“. Hier stand zur Zeit der ersten französischen Revolution ein jetzt verschwundenes, d. h. völlig umgebautes Stadtquartier, dessen Mittelpunkt die alte, im Sinne des Mittelalters mächtige und prächtige Ordensburg „Der Tempel“ gewesen ist. Die Anfänge der Erbauung dieses Schlosses, welches die Schlösser der gleichzeitigen französischen Könige an Räumlichkeit, Stärke und Pracht weit übertraf, fielen in die Regierungszeit Ludwigs des Siebenten, welcher den Templern einen damals außerhalb der Stadtmauer gelegenen Bauplatz geschenkt hatte, ein sumpfiges Stück Feld vor dem Stadtthore St. Antoine. Mit derselben Raschheit des Aufschwungs, welche die ganze Templerei kennzeichnete, stieg aus diesem Sumpffeld der „Tempel“ empor, mit seinen Mauern, Bollwerken, Gräben und Thürmen

eine beträchtliche Bodenfläche bedeckend oder umfassend. Die Burg war der Sitz des Großpräceptors von Francien, welcher Ordensbeamte dem Ansehen nach der dem Großmeister zunächst stehende gewesen ist, und hier wurden auch die großen Generalkapitel der sämmtlichen diesseits der Alpen angesessenen Templerschaft abgehalten, während welcher Versammlungen der Tempel häufig vielen Hunderten von Tempelherren und dienenden Brüdern („Servienten") zur Herberge diente. Das Hauptgebäude der Ordensburg, der gewaltige viereckige Thurm, wurde erst im Jahre 1306 durch den Großpräceptor Jean-le-Turc vollendet.

Kaum war der Thurm vollendet, als König Philipp der Schöne, gegen welchen um seiner ewigen Steuererhebungen und Falschmünzereien willen die Bürger von Paris in Waffen sich erhoben hatten, darin eine Zuflucht fand. Die Templer schützten ihn und versöhnten ihm auch mittels ihres großen Einflusses die aufständischen Pariser. Der König stattete in seiner Weise den pflichtschuldigen Dank ab — d. h. er verschwor sich mit seiner Kreatur, dem Papst Klemens dem Fünften, zur Vernichtung des Ordens. Der Schuldigere von beiden war hierbei jedenfalls der Papst. Denn Philipp der Schöne, ein entschlossener, rücksichts- und skrupelloser Arbeiter an dem großen Werke der Staatseinheit Frankreichs, konnte wenigstens zu seinen Gunsten anführen, daß die Austilgung der Templerei dieses Werk um einen beträchtlichen Ruck vorwärts brächte; der fünfte Klemens dagegen, von Amtswegen der geschworene Beschützer des Ordens, lieh nur aus infamer Habsucht und elender Feigheit seine Hilfe zur Zugrunderichtung desselben. Freilich, wie sollte ein Gefühl für Recht und Ehre, wie eine Regung von sittlichem Muth von einem Manne zu erwarten gewesen sein, welcher als einer der wahlverwandtesten Vorgänger Alexanders des Sechsten in der Geschichte der „Statthalter Christi" dasteht? Von einem Papste, dessen zuchtlose Hofhaltung zu Avignon, Poitiers und Bordeaux selbst in jener gewiß nicht mit übermäßigem Zartgefühle behafteten Zeit jeden nicht ganz verdorbenen

Besucher anwiderte; von einem Papste, welcher, dem Zeugniß eines der gebildetsten und ehrsamsten Kirchenfürsten des Mittelalters, des Erzbischofs Antonius von Florenz zufolge, mit seiner „Freundin“, der reizenden Brunisard, Tochter des Grafen von Foix und Frau des Grafen von Talleyrand-Perigord, ganz öffentlich lebte, — so öffentlich, daß die „Freundin“ Sr. Heiligkeit nicht anstand, aus der päpstlichen Tiare die schönsten Diamanten ausbrechen und in ihre Armbänder fassen zu lassen! Auch „zur größeren Ehre Gottes“ vermuthlich!

Am 12. Oktober von 1307 war König Philipp der Schöne mit seinem ganzen Hofe im Tempel zu Gaste, — zu Gaste bei dem Großmeister Jacques de Molay, welchen auf des Königs Wunsch der Papst tückischer Weise von der Insel Cypern nach Frankreich gelockt hatte, damit derselbe in das Verderben des Ordens mitverwickelt würde. Am Morgen des nächsten Tages sollte dieses Verderben anheben. Den Vorwand dazu mussten, wie jedermann weiß, die „Verbrechen“ des Ordens hergeben, welcher allerdings durch Stolz, Hochmuth, Eigennutz und Ueppigkeit viel gesündigt hatte, allein der blasphemischen und sodomitischen Gräuel, welche die königlichen und päpstlichen Richter, d. h. Folterknechte und Henker, ihm schuldgaben, ganz gewiß nicht theilhaft gewesen ist.

Einhundert und vierzig Tempelbrüder, darunter verschiedene Großwürdenträger des Ordens, waren an jenem Oktobertage im Tempel um den Großmeister versammelt, welcher den König bewirthete. Es ging hoch her in dem großen Thurm, allwo die Staatsgemächer sich befanden. Philipp der Schöne war huldvoll und heiter über die maßen, und während er unter Scherzen mit Jacques de Molay und den übrigen Tempelgebietigern tafelte und zechte, hatten seine Baillifs und Seneschalls im ganzen Umfange von Frankreich schon seine strengen Befehle in Händen, mit dem kommenden Tage, dem 13. Oktober, mittels List oder Gewalt aller Templer auf französischem Boden sich zu bemächtigen und dieselben einzukerkern, sowie sämmtliche

Besitzthümer, liegende und fahrende Habe des Ordens mit Beschlag zu belegen.

So geschah es, und was am 12. und 13. Oktober von 1307 vorging, gehört mit zu den schnödesten der im Buche der Geschichte verzeichneten Verräthereien. Der hierauf folgende Templerproceß war sowohl als Ganzes, wie in seinen Einzelnheiten, selbst für jene aftergläubische, recht- und sittenlose, zugleich barbarisch-stupide und tückisch-grausame Zeit ein häßliches Brandmarkmal, eine der höchsten Schandsäulen, welche Königthum und Papstthum mitsammen sich errichtet haben. Es war ein gräuliches Verfahren. Die Folter fungirte als Untersuchungsrichter. Wie sie arbeitete, mag schon das eine Beispiel beleuchten, daß einer der gefolterten Templer im Wahnwitz der Qual und Pein aufgeschrieen hat, er bekenne sich schuldig, den Heiland an's Kreuz geschlagen zu haben. Das ist ganz analog der Thatsache, daß in deutschen Hexenprocessen als Hexen verklagte neun- und siebenjährige Mädchen auf der Folter bekannten, sie seien zu dem Teufel in Verhältnissen gestanden, welche ganz unmöglich, ja undenkbar waren, auch den Glauben an die Existenz eines Teufels vorausgesetzt. Die Hinrichtungen der Tempelbrüder, welche die Qualen des Kerkers und der Marterbank überlebten, waren massenhaft. In Paris allein erlitten einhundert und dreizehn den Feuertod. An einem und demselben Tage, am 12. Mai von 1310, wurden vierundfünfzig Templer an vor dem St. Antonsthore aufgerichteten Brandpfählen mit langsamem Feuer zu Tode gequält, allesammt inmitten der Pein bis zum letzten Athemzuge ihre Unschuld betheuernd. Dies that in feierlichster Weise auch der Großmeister Jacques de Molay, welcher, zugleich mit ihm der Großpräceptor der Normandie, am 11. März von 1313 den auf der kleineren Seineinsel, da, wo später die Statue Heinrichs des Vierten aufgestellt wurde, errichteten Scheiterhaufen bestieg. Dieser angesichts des Todes abgegebene Protest ist historisch. Die Sage aber, welche ja in ihrer poetischen Weise der herben Tragik der Geschichte häufig

einen versöhnenden Zug beizumischen liebt, will, der unglückliche Molay habe aus den Flammen des Holzstoßes hervor den Papst und den König vor den Thron Gottes geladen. Gewiß ist, daß Klemens der Fünfte am 20. April 1314 zu Roquemaure an der Rhone starb und Philipp der Schöne am 29. November desselben Jahres zu Fontainebleau.

„Ich werde die Missethaten der Väter strafen an ihren Kindern und Kindeskindern bis in's siebente Glied.“ Ein schrecklicher Spruch, erbarmungslos, grausam und rachsüchtig wie der alttestamentliche Judengott, welchem derselbe in den Mund gelegt ist. Und doch, die Bestätigung desselben findet sich auf zahllosen Blättern des Buches der menschheitlichen Geschicke. Denn mit alles vor sich niederwerfender Gewalt schreitet durch die Weltgeschichte die Vergeltung. Spät kommt sie manchmal, häufig, am häufigsten sogar; aber sie kommt, unerbittlich, taub allem Flehen, mit der eisig-ruhigen Majestät eines Naturgesetzes das Richter- und Rächeramt übend. Ah, wenn an jenem 12. Oktober von 1307 vor den Augen König Philipps, als er im großen Tempelthurme von Paris den verrathenen Tempelherren zutrank, für einen Moment der Schleier der Zukunft zerrissen worden wäre, so daß er hätte hinausblicken können durch die Jahrhunderte auf den 13. August 1792, würde da der todhauchende Odem der Vergeltung nicht seine Seele angeschauert haben? Es war nicht Zufall, nein, es war die Logik der Weltgeschichte, daß der große Thurm des Tempels, in welchem eine der größten Ruchlosigkeiten des aufstrebenden französischen Königsthums geplant und abgespielt worden, an dem genannten Augusttage dem französischen Königthum zum Kerker angewiesen wurde. Unser großer Seher, welcher von allen seit Shakspeare und Milton aufgestandenen Dichtern, obgleich oder vielmehr weil er Idealist war, am meisten historischen Sinn besaß, hat gegenüber dem geistlos-mechanischen Zufallsglauben die weltgeschichtliche Logik schön erkannt und anerkannt, indem er seinen Wallenstein sagen ließ:

„Es gibt keinen Zufall,
Und was uns blindes Ungefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.“

Der Tempelthurm, dessen Inneres die jammervolle Agonie Ludwig des Sechszehnten und seiner Familie gesehen hat, ist von der Oberfläche der Erde verschwunden; aber niemals wird er aus dem Weltgeschichtebuch verschwinden. Da steht er für alle Zeit, finster, drohend, wie der warnend emporgehobene Finger einer Riesenhand. Ist die Warnung bislang von denen, welchen sie gilt, beachtet worden? Nein. Wird sie in Zukunft beachtet werden? Schwerlich, denn die Geschicke müssen sich erfüllen.

Am 21. Januar von 1793 machte der entthronte König vom Tempelthurm aus seine Todesfahrt zum Revolutionsplatz. Am 1. August wurde Marie Antoinette aus dem Tempel in die Conciergerie gebracht, von wo der entsetzliche Karren sie am 16. Oktober zum Schaffote führte. Am 10. Mai von 1794 hielt dieser Karren wieder vor dem Tempelthor, um eines der reinsten, beklagenswerthesten Opfer des Terrorismus, die Prinzessin Elisabeth, zur Guillotine zu bringen. Am 8. Juni von 1795 starb im Tempelthurm ein armer, körperlich und geistig verkümmerter, rhachitischer und bis zur Stummheit schweigsamer Knabe, Louis Charles, dem König von der Königin Marie Antoinette am 27. März 1785 zu Versailles geboren, erst Herzog von der Normandie, dann nach dem Tode seines älteren, im Juni 1789 verstorbenen Bruders Dauphin von Frankreich.

Aber war der am 8. Juni von 1795 im Tempel gestorbene Knabe wirklich der Dauphin?

Diese Zweifelfrage erhob sich sofort, leise und laut, und sie ist bis auf den heutigen Tag noch nicht so beantwortet oder so zu beantworten, daß jeder Zweifel verstummen müßte. In Wahrheit, wir haben hier ein ungelöstes Räthsel vor uns, das immer wieder zu Lösungsversuchen reizt. Mag der nachstehende für das angesehen werden, für was er sich gibt: für eine unbefangene Zusammen-

stellung und Werthung der Thatsachen, welche die historische Kritik zur Aufhellung des dunkeln Problems bis jetzt an die Hand gegeben hat.

2.

Das Räthsel.

Thatsache ist zuvörderst, daß alle die Betrogenen oder Betrüger oder betrogenen Betrüger, welche nach einander als Dauphin Louis Charles oder als Ludwig der Siebenzehnte aufgetreten sind, Hervagault, Bruneau, Naundorff, Richemont und Williams, Glauben und Anhänger gefunden haben; zum Theil innigst überzeugte und leidenschaftlich begeisterte Anhänger. Dies muß auf den Umstand zurückgeführt werden, daß im Jahre 1795 die Sage ausgegangen war und Bestand gewonnen hatte, der angeblich im Tempel gestorbene Dauphin sei ein untergeschobenes Kind gewesen, der wahre und wirkliche lebe und sei aus dem Kerker gerettet. Man darf sogar behaupten, daß diese Anschauung die öffentliche Meinung war, wodurch freilich nichts bewiesen wird. Denn was ist zumeist die „öffentliche Meinung"? Nichts als ein verworrenes Geräusch, das aus dem Zusammenstoß der so oder anders angestrichenen Bretter entsteht, welche die Menschen vor ihren Stirnen tragen.

Indessen ermangeln wir doch nicht ganz solcher Anhaltspunkte, die beweisen, daß man auch in Kreisen, welche wissende genannt werden können, von dem Tode des Dauphin nicht überzeugt gewesen ist. Herr Labreli de Fontaine, ehemals Bibliothekar der Witwe des Herzogs von Orléans-Egalité, hat in einer von ihm unterzeichneten und veröffentlichten Flugschrift erklärt, die verbündeten Monarchen wären im Jahre 1814 so zweifelhaft gewesen, ob Ludwig der Siebenzehnte nicht noch am Leben sei, daß sie zwar

öffentlich Ludwig den Achtzehnten als König anerkannt, im Geheimen aber und sogar vertragsmäßig sich verpflichtet hätten, dem möglicher Weise lebenden Sohne Ludwigs des Sechszehnten den französischen Thron noch zwei Jahre lang offen zu halten. Sollte sich für diese Behauptung nicht ein vollgiltiger urkundlicher Beweis beibringen lassen? Fest steht wenigstens, daß ein Theil der Royalisten, welche nach dem faktischen Untergange der französischen Republik, d. h. nach dem 9. Thermidor von 1794, eifrig an der Wiedereinsetzung der Bourbons arbeiteten, an den Tod des Dauphin nicht glaubte. Ein sehr glaubwürdiges Zeugniß hierfür wurde noch im Jahre 1851 beigebracht, bei Gelegenheit des Processes, welchen die Hinterlassenen Naundorffs bei den französischen Gerichten anstrengten. Dieses Zeugniß rührte von Herrn Brémond her, dem ehemaligen Geheimsekretär Ludwigs des Sechszehnten, und besagte, daß er, Brémond, im Jahre 1795 von dem Schultheiß Steiger zu Bern vernommen habe, er, der Schultheiß, wisse ganz bestimmt und aus den besten Quellen, daß der Dauphin keineswegs im Tempel gestorben, sondern gerettet sei. Steiger stand aber, wie bekannt, mit den höchsten Kreisen der royalistischen Emigration, wie auch mit den Generälen der Vendée, in engen Beziehungen.

Die gäng und gäbe Sage inbetreff der Rettung des Prinzen aus dem Tempel ist, daß dieselbe auf Betreiben von Josephine Beauharnais durch ihren damaligen Liebhaber Barras bewerkstelligt worden sei. Diesen zwei Personen wird, unter Mitwirkung von Hoche, Pichegru, Frotté und dem Kreolen Laurent, die Retterrolle auch in der Geschichte des Uhrmachers Naundorff zugetheilt, welcher übrigens, nebenbei bemerkt, von Madame de Rambaud, Amme des Dauphin bis zu dessen Einkerkerung im Tempel, förmlich und feierlich als der echte Sohn Ludwig des Sechszehnten erkannt und anerkannt worden ist. Freilich, die ganze Rettungshistorie des Dauphin, wie Naundorff sie erzählte, ist ein solches Wirrsal von Abenteuerlichkeiten, Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten, daß man sie

der Phantasie eines Viktor Hugo entsprungen glaubt, welche bekanntlich schließlich toll geworden, so sie das nämlich überhaupt erst zu werden brauchte. Es gibt aber auch noch andere Versionen dieser Historie. Eine derselben, von denen geglaubt und verbreitet, welche den geretteten Dauphin in der Person des Richemont erkannten und verehrten, lautet also: „Am 19. Januar von 1794 wurde der Prinz, mit Vorwissen und Beihilfe seines bestochenen Wärters Simon, durch die Herren Frotté und Ojardias, Emissäre des Prinzen von Condé, aus dem Tempel entführt, nachdem man an die Stelle des Entführten einen stummen Knaben von gleichem Alter gebracht hatte. Der gerettete Dauphin aber ward nach der Vendée gebracht, begab sich, nachdem sein angeblicher Tod im Tempel officiell bekannt gemacht worden, zur Armee des Prinzen von Condé und wurde von diesem später (1796) dem General Kleber anvertraut, der ihn für den Sohn eines Verwandten ausgab und ihn als Adjutanten bei sich behielt". Weiter brauchen wir diesen Mythus nicht zu verfolgen. Dagegen ist die Frage zu berühren, warum denn der gerettete Prinz nicht sofort bei sämmtlichen Anhängern der Bourbons laute und begeisterte Anerkennung gefunden habe? Hierauf wird uns die ziemlich plausibel lautende Antwort: —

In der bourbonischen Familie herrschten bekanntlich schon vor dem Ausbruche der Revolution heftige Zerwürfnisse und man schrieb insbesondere und allerdings nicht ganz ohne Grund dem schlauen und ehrgeizigen Grafen von Provence, Bruder Ludwigs des Sechszehnten und nachmals Ludwig der Achtzehnte, die planmäßig verfolgte Absicht zu, die Nachkommenschaft seines älteren Bruders, schon aus Haß gegen Marie Antoinette, zu Grunde zu richten. Als nach dem angeblichen Tode des Dauphin im Tempel der Graf von Provence von einem Theil der Royalisten als legitimer König anerkannt worden war, habe er natürlich alles daran gesetzt, jedem von seinem geretteten Neffen etwa zu erhebenden Anspruch zum voraus die Möglichkeit des Gelingens abzuschneiden. Zu diesem Zwecke hätten es Ludwig der Acht-

zehnte und seine sämmtlichen Anhänger zu einem Glaubensartikel gemacht, daß der Dauphin wirklich im Tempel gestorben sei. Um aber auch der Schwester des Prinzen, der Prinzessin Marie Therese Charlotte, von verzückten Royalisten als die „Waise des Tempels“ glorificirt, welche im December 1795 zum Austausche von Kriegsgefangenen an die Oesterreicher ausgeliefert wurde, die Annahme dieses Glaubensartikels zu belieben, trennte man ihr Interesse von dem ihres Bruders, indem man sie mit dem ältesten Sohne des Grafen von Artois vermählte und ihr damit, maßen Ludwig der Achtzehnte kinderlos, die Aussicht eröffnete, eines Tages Königin von Frankreich zu werden und zwar regierende Königin, da ihr Gemahl, der Herzog von Angoulème, eine entschiedene Null war. Hieraus habe man sich denn auch den Umstand zu erklären, daß die Herzogin von Angoulème mit der ganzen Härte und Schärfe ihres Charakters gegen jeden Versuch, sie von der Rettung ihres Bruders aus dem Tempel, von seinem Fortleben, von seinem Dasein zu überzeugen, herb abweisend sich benommen hat.

Und doch war es dieselbe Prinzessin, welche mittels einer Stelle der berühmten Denkschrift, worin sie ihre Erlebnisse im Tempel aufgezeichnet hat — („Récit des événements arrivés au Temple“, par Madame Royale) — für die Behauptung, der Dauphin sei aus dem Tempel gerettet worden und zwar an dem schon erwähnten 19. Januar von 1794, einen sehr bemerkenswerthen Stützpunkt beibrachte. Die gemeinte Stelle ist diese: „Am 19. Januar hörten wir (d. h. die Prinzessin und ihre Tante Elisabeth) bei meinem Bruder — (d. h. im Zimmer desselben) — ein großes Geräusch, welches uns auf die Vermuthung brachte, daß mein Bruder den Tempel verließe, und wir wurden dessen überzeugt, als wir durch das Schlüsselloch unserer Gefängnißthüre blickend, Gepäckstücke wegtragen sahen. An den folgenden Tagen hörten wir die Thüre des Zimmers, worin mein Bruder sich befunden hatte, öffnen und vernahmen die Schritte von darin Herumgehenden, was uns in dem

Glauben, daß er weggegangen — (will sagen, weggebracht worden wäre) noch bestärkte."

Wir sind aber mit diesem 19. Januar von 1794 noch nicht fertig. Denn es ist eine festgestellte Thatsache, daß gerade an diesem Tage der verrufene Schuster Simon, welcher das Wächteramt bei dem armen Dauphin mit einer Anstellung als Municipalbeamter vertauschte, mit seiner Frau und mit Sack und Pack den Tempel verließ. Thatsache ferner ist es, eine im Verlaufe der oben erwähnten Proceßverhandlung von 1851 als wohlbezeugt erhärtete Thatsache, daß die Witwe Simons, Marie Jeanne Aladame, welche erst am 10. Juni von 1819 gestorben ist und zwar in dem Frauenspital der Sèvres-Straße, den barmherzigen Schwestern, welche daselbst die Krankenpflege besorgten, wiederholt und umständlich erklärt hat, der Dauphin sei nicht im Tempel gestorben, sondern daraus entführt worden, mit ihrer und ihres Mannes Beihilfe, und zwar an demselben Tage, wo sie ihren Auszug bewerkstelligten, am 19. Januar von 1794. Die Entführung sei aber so vollzogen worden. Unter anderem Spielzeuge habe man für den Prinzen ein großes Pferd von Pappendeckel anfertigen lassen. In dem Bauche dieses Pferdes wurde das (stumme) Kind, welches man der Person des gefangenen Dauphin unterschob, in den Tempel gebracht. Der Prinz aber ward in einem großen Weidenkorb mit doppeltem Boden verborgen, dieser Korb sodann auf den Wagen gebracht, welcher das Mobiliar Simons aus dem Tempel führte, und mit einem Haufen Wäsche bedeckt. Die Wache am Tempelthor untersuchte zwar den Wagen und machte Miene, auch die Wäsche zu durchstöbern; allein Frau Simon wandte dies glücklich ab, indem sie mit gut gespielter Entrüstung die Männer zurückwies, sie bedeutend, das sei *ihre* schmutzige Wäsche. Also sei der Inhalt des Weidenkorbes ohne weitere Anfechtung aus dem Tempel geschmuggelt worden.

Nun haben freilich alle diejenigen, welchen irgendwie daran liegen musste, die Ansicht, der Dauphin sei im Tempel gestorben, als die allein richtige aufrecht zu halten, die

Behauptung aufgestellt, die Witwe Simons sei, als sie die citirte Mittheilung machte, verrückt gewesen; aber für diese Behauptung ist nicht ein Schatten von Beweis beigebracht worden, während im Gegensatze hierzu die Zeugnisse der barmherzigen Schwestern, die Witwe Simon habe, als sie ihre Angaben machte, dies bei vollem Verstande gethan, ganz bestimmt lauten. Dieser Einwurf gegen die Erzählung der Frau wäre also beseitigt. Aber war die ganze Aussage vielleicht nur eine Dichtung, mittels welcher die Witwe Simons die Wucht des gerechten Abscheus mindern wollte, welche auf ihr selbst und auf dem Andenken ihres Mannes lastete? Eine bestimmte Bejahung dieser Frage ist ebenso unmöglich wie eine bestimmte Verneinung. Indessen muß doch hervorgehoben werden, daß die Ansicht, der Dauphin sei aus dem Tempel gerettet worden, in den höchsten und allerhöchsten Hofkreisen missfällig, sehr missfällig war und daß, wenn irgendwer, die Witwe Simons sich zu scheuen hatte, das Missfallen der Machthaber von damals auf sich zu ziehen. Es ist daher durchaus unstatthaft, anzunehmen, die Frau habe ihre Phantasie angestrengt, um etwas zu ersinnen, was ihr keinen Dank, sondern möglicherweise nur Verfolgung eintragen konnte.

Die Entführung des Prinzen in der Erzählung der Witwe Simons hätte offenbar das Einverständniß und die Mitwirkung von damals, d. h. im Januar 1794, einflußreichen Männern zur Voraussetzung gehabt. In dieser Beziehung ist von verschiedenen Seiten her auf Cambacérès hingewiesen worden. Der über gar manches, was hinter den Kulissen der Revolutionsbühne vor sich gegangen, wohlunterrichtete Verfasser der „Histoire secrète du Directoire“ — man schreibt sie dem Grafen Fabre de l'Aude zu — meint: „Es scheint gewiß, daß man das Publikum hinsichtlich der Zeit und des Ortes, wann und wo Ludwig der Siebzehnte gestorben, getäuscht hat. Cambacérès gab das zu; aber niemals wollte er mittheilen, was er über diese Angelegenheit wusste“. Im Mai von 1799 sodann schrieb die Gräfin d'Adhémar, gewesene Palastdame der Königin Marie Antoinette, in das Buch ihrer „Souvenirs“, indem sie auf den Dauphin

zu reden kam: „Unglückliches Kind, dessen Regierung in einem Kerker begonnen und beschlossen wurde, das aber doch nicht in diesem Kerker den Tod gefunden hat! Gewiß, ich meinerseits will in keiner Weise die Anhaltspunkte vermehren, welche Betrügern sich darbieten könnten; aber, indem ich dieses niederschreibe, bezeuge ich bei meiner Seele und bei meinem Gewissen: ich weiß bestimmt, daß Se. Majestät Ludwig der Siebzehnte nicht im Tempelkerker gestorben ist. Sagen zu können, wohin der Prinz gekommen und was aus ihm geworden, behaupte ich nicht; ich weiß es nicht. Nur Cambacérès, der Mann der Revolution, wäre im stande, meine Angabe zu vervollständigen; denn er weiß hierüber viel mehr als ich ....“ Da hätten wir ein recht förmliches und feierliches Zeugniß. Schade nur, daß dasselbe anfechtbar. Die „Erinnerungen“ der Gräfin d'Adhémar rühren nämlich großen Theils nicht von ihr selbst, sondern von dem Baron Lamothe-Langon her, auf welchem der wohlgegründete Verdacht ruht, Wahrheit und Dichtung häufig so vermischt zu haben, daß man Mühe hat, zu unterscheiden, wo jene aufhört und diese anfängt. Jedoch ist gerade inbetreff der angeführten Stelle wohl zu beachten, daß Lamothe-Langon einer der vertrautesten Hausfreunde von Cambacérès gewesen ist und demnach allerdings von der auffälligen Betheiligung des letzteren an der Entführung des Dauphin, wenn nicht alles, so doch etwas wissen konnte. Die Vermuthung, daß Cambacérès wirklich bei der Sache betheiligt gewesen sei, gewinnt einigermaßen Bestand dadurch, daß die Bourbons nach ihrer ersten Rückkehr (1814) und sogar nach ihrer zweiten (1815) dem Manne eine ganz merkwürdige, geradezu auffallende Schonung angedeihen ließen, dagegen mit ebenso auffallender Hast sofort nach seinem Tode seine Papiere versiegeln und mit Beschlag belegen ließen. Hatte man aus dem Munde des lebenden oder aus den Papieren des todten Cambacérès eine Enthüllung des Tempelgeheimnisses zu befürchten? Denn wir müssen uns stets gegenwärtig halten, daß es für Ludwig den Achtzehnten, wie für Karl den Zehnten, und auch nachmals

für den Julikönig Louis Philippe von höchstem Interesse war, das Räthsel des Tempels ungelöst zu lassen und jeden neuauftauchenden Zweifel an dem angeblich im Tempel erfolgten Tode des Dauphin sofort niederzudrücken.

Angenommen aber, es habe wirklich eine Vertauschung und Entführung des Prinzen stattgefunden, wohin ist er gekommen und was ist aus ihm geworden? Ein Dauphin von Frankreich, in welchem seit dem 21. Januar 1793 die französischen Royalisten von legitimitätswegen ihren König erblicken mussten, kann doch nicht so spurlos verschwinden, als hätte die Erde ihn verschlungen. Die Sage, daß der Knabe in das Lager des Prinzen von Condé gerettet worden, ist reine Faselei. Condé war zwar ein notorischer Schwachkopf, aber in seiner Art ein ehrlicher Mann, der sich nicht dazu hätte gebrauchen lassen, seinen legitimen König zu verleugnen. Es ist also mit Bestimmtheit anzunehmen, daß er den Prinzen nicht nur nicht bei sich hatte, sondern auch an das vonseiten der republikanischen Behörden amtlich kund gegebene Ableben desselben im Tempel aufrichtig glaubte, da er hierüber einen Tagesbefehl erließ, welcher mit den Worten schloß: „Der König Ludwig der Siebenzehnte ist todt, es lebe Ludwig der Achtzehnte!“ Freilich, jeder der Herren, welche nachmals für den Dauphin sich ausgaben, hat sich seine Odyssee zurechtgemacht, d. h. eine Rhapsodie der Abenteuer und Irrfahrten, welche er nach der Rettung aus dem Tempel angeblich zu bestehen gehabt. Allein dies ist kein Stoff für den Historiker, sondern nur etwa für einen Novellisten à la Monsieur A. Dumas de Monte Christo. Allerdings heißt es gar mannigfach: „Credo quia absurdum est“ (ich glaube an den Unsinn, nicht obgleich, sondern weil er Unsinn) — und demzufolge war es ganz in der Ordnung, daß auch das nachstehende von einem stark angebrannten Royalistengehirn ausgebrütete absurde Märchen Glauben fand in der Welt. Die Entführung aus dem Tempel hat vor dem 9. Thermidor stattgefunden, also zu einer Zeit, wo nur ein Mensch so etwas wagen konnte, Robespierre. Dieser hat an die Stelle

des wahren Dauphin einen falschen gebracht, welcher als solcher im Nothfalle leicht verificirt werden konnte. Den wahren aber hat er beseitigen, ermorden, kurz, verschwinden lassen, weil er ihm ein Hinderniß war auf dem Wege zum Throne von Frankreich, auf welchen er, Maximilian Robespierre, sich schwingen wollte und zwar mittels einer — (hört! hört!) Heirat mit der gefangenen Schwester des beseitigten Dauphin, mit der Prinzessin Marie Therese, der nachmaligen Herzogin von Angoulème. Der Zug fehlte noch zur völligen Verungeheuerlichung des Mannes, in welchem alle die kleinen und großen Kinder, ungelehrte und gelehrte, den riesengroßen Sündenbock der französischen Revolution erblicken, weil sie die Gesetze des weltgeschichtlichen Processes nicht kennen oder nicht verstehen und daher ganz unfähig sind, die große Umwälzung in ihrer Totalität zu fassen und zu begreifen, oder, was dasselbe sagt, die Wirkungen auf ihre Ursachen zurückzuführen.

Doch wir haben uns jetzt hinlänglich lange in der Wolkenregion der Vermuthungen und Behauptungen, der Fabeln und Märchen herumgetrieben. Wir mussten es thun, wollten wir das in Rede stehende Problem allseitig in die richtige Beleuchtung rücken. Jetzt aber treten wir auf festeren Boden hinüber.

Nachdem der sansculottische Schuster Simon, wie wir sahen, sein Wächteramt bei dem Dauphin aufgegeben hatte, blieb das Kind volle sechs Monate lang ohne specielle Aufsicht. Die einzige, welche man ihm angedeihen ließ, wurde von den Tag für Tag wechselnden Kommissären der Kummune geführt. Jedenfalls aber wurde der arme Knabe — war es der Prinz oder ein untergeschobenes Kind — thatsächlich jetzt viel grausamer behandelt, als er von Simon und dessen Frau behandelt worden war. Alles schien nicht nur, sondern war auch augenscheinlich darau berechnet, entweder den

wirklichen Dauphin langsam zu morden oder aber den falschen in einen Zustand zu versetzen, welcher es unmöglich machte, die Wahrheit über seine Persönlichkeit an den Tag zu bringen und mittels dieser Unmöglichkeit die Spuren der begangenen Unterschiebung zu verwischen. Man sperrte den Knaben im unteren Stockwerk des Tempelthurms in ein düsteres und mittels künstlicher Vorrichtungen noch mehr verdunkeltes Gemach, als sollte er weder sehen noch gesehen werden. Man ließ ihm seine kärgliche Nahrung mittels einer Art Drehscheibe zukommen; er durfte nie mehr im Garten des Tempels oder auf der Plattform des Thurmes sich Bewegung machen, noch auch mit seiner gefangenen Schwester zusammenkommen, ja derselben nicht einmal zufällig und flüchtig begegnen. Man verdammte ihn zur Einsamkeit in einem bei Tage lichtlosen, bei Nacht unerhellten Gelasse, dessen Zugänge so zu sagen förmlich verbarrikadirt waren.

Ist dies alles nur eine Wirkung der ängstlichen Sorge des Sicherheitsausschusses gewesen, das kostbare Pfand könnte durch die Bourbonisten entführt werden, oder aber war es eine Folge der Absicht, den Knaben dem Anblick aller Personen, welche den Dauphin gekannt hatten, zu entziehen?

Erst am 11. Thermidor (29. Juli 1794) wurde dem armen Kleinen wieder ein Wächter bestellt und zwar in der Person des schon weiter oben genannten Kreolen Laurent, dessen Wahl man auf den Einfluß hat zurückführen wollen, welchen die Kreolin Josephine Beauharnais auf die Machthaber des Tages, auf Barras und Tallien übte. Die Thermidorier, welche der großen Lüge, daß sie „aus Menschlichkeit“ gegen Robespierre und seinen Anhang rebellirt hätten, einen Schein von Wahrheit geben wollten, ließen auch in der Behandlung des gefangenen Kindes eine scheinbare Milderung eintreten, die vielleicht noch nicht zu spät gekommen sein würde, falls sie mehr als eine nur scheinbare gewesen wäre. Am 13. Thermidor, also zwei Tage nach der Bestellung Laurents zum Wächter, besuchten etliche

Mitglieder des Sicherheitsausschusses den kleinen Gefangenen im Tempel.

Falls die Vertauschung des Prinzen durch Laurent bewerkstelligt worden wäre, müsste dies also am 12. Thermidor geschehen sein; denn der neue Wächter musste sich doch, bevor er das Wagstück unternahm, einigermaßen in der Lokalität orientirt haben. Bei Gelegenheit der Verhandlung des naundorff'schen Processes zu Paris im Jahre 1851 brachte der Anwalt der Hinterlassenen Naundorffs, der bekannte Advokat Jules Favre, drei von Laurent an Barras gerichtete Briefe vor, in welchen die Unterschiebung eines stummen Waisenknaben an die Stelle des Dauphin „konstatirt" war. Wäre dies unanfechtbar erhärtet, so würde darin ein höchst wichtiger, ja ein Ausschlag gebender Umstand gefunden sein. Allein die beigebrachten Briefe waren bloße Abschriften von zweifelhafter Authenticität. Die Originale der Briefe sollen im Jahre 1810 dem Justizrath Lecoq in Berlin anvertraut worden sein. Hat es zur genannten Zeit in Berlin einen Justizrath Lecoq gegeben und wäre es, im bejahenden Falle, nicht möglich, den Originalbriefen auf die Spur zu kommen?

Die Mitglieder des Sicherheitsausschusses fanden bei ihrem am 13. Thermidor im Tempel abgestatteten Besuche einen „etwa neunjährigen" Knaben vor, „unbeweglich, mit gekrümmtem Rücken, mit Armen und Beinen, deren ungewöhnliche Länge zu dem übrigen Körper in einem großen Missverhältnisse stand". Dieser Knabe, der wahre oder ein falscher Dauphin, war im Besitze des Gehörs, nicht aber der Sprache, die Besucher vermochten ihm kein Wort, keine Silbe zu entlocken. Dieser Thatsache widerspräche freilich die Angabe von einem Besuche, welchen nicht lange nach dem 9. Thermidor Barras in eigener Person dem kleinen Gefangenen abgestattet haben soll. Bei dieser Gelegenheit habe der Knabe mit Barras gesprochen. Allein diese ganze Geschichte von dem barras'schen Besuche ist als gänzlich unerwiesen abzuweisen. Am 9. November von 1794 gab man dem Wächter Laurent einen Gehilfen in der Person

eines gewissen Gomin, welcher den Dauphin, den wahren nämlich, früher nie gesehen hatte. In späterer Zeit freilich, nachdem ihn die Herzogin von Angoulême zum Kastellan ihres Schlosses Meudon gemacht hatte (1814), hat er behauptet, er habe in dem Knaben im Tempel den Sohn Ludwigs des Sechszehnten erkannt, welchen er früher oft gesehen gehabt. Allein da man weiß, wie feindselig die Herzogin stets gegen die Ansicht, ihr Bruder wäre nicht im Tempel gestorben, sich erwiesen hat, so verdient die eben berührte Aussage Gomins gar keinen Glauben.

Im genauen Verhältniß zum augenfälligen Vorschritte der royalistischen Reaktion oder wenigstens Reaktionsstimmung im Herbst und Winter von 1794 richtete sich die öffentliche Aufmerksamkeit mehr, als bis dahin geschehen war, auf den kleinen Gefangenen im Tempel. Auch der Konvent beschäftigte sich daher mit demselben. Am 28. December stellte Lequinio in der Konventssitzung den Antrag, „mittels Verbannung des gefangenen Prinzen den Boden der Freiheit von der letzten Spur des Royalismus zu reinigen“. In dem Berichte, welchen Cambacérès über diesen Antrag erstattete, beantragte er Verwerfung desselben, d. h. fernere Gefangenhaltung des Dauphin, was beschlossen wurde. In der Debatte äußerte Brisal die Brutalität: „Ich wundere mich, daß man bei allen den unnützen Verbrechen, welche vor dem 9. Thermidor begangen worden sind, die Ueberbleibsel einer unreinen Rasse verschont hat.“ Worauf Bourdon: „Es gibt keine nützlichen Verbrechen! Ich verlange, daß der Vorredner zur Ordnung gerufen werde.“ Großer Beifall. „Ich rufe selber mich zur Ordnung,“ sagte Brisal.

Zur selben Zeit kränkelte der kleine Gefangene mehr und mehr und auf die Meldung der Wächter, daß sein Siechthum zunähme, schickte die Kommune eine Abordnung in den Tempel, welche dann den amtlichen Bericht erstattete, daß „der kleine Kapet an seinen Hand- und Fußgelenken, insbesondere an den Knieen, geschwollen sei; daß es unmöglich, auch nur ein Wort von ihm zur Antwort zu er-

halten; daß er seine ganze Zeit entweder im Bette oder auf dem Stuhle zubringe und nicht zu vermögen sei, sich irgendwelche Bewegung zu machen.“ Durch diesen Bericht beunruhigt, wie es scheint, sandte der Sicherheitsausschuß am 27. Februar von 1795 die drei Konventsmitglieder Harmand, Mathieu und Reverchon in den Tempel, um das Befinden des kleinen Gefangenen zu erkunden.

Die drei Genannten fanden den Knaben an einem Tische sitzend und beschäftigt, mit Karten zu spielen. Er gab beim Eintritte der Deputirten sein Spiel nicht auf. Harmand setzte ihm den Zweck dieses Besuches auseinander und daß er und seine Kollegen ermächtigt wären, ihm jede Erleichterung und Zerstreuung zu bewilligen. Das Kind schaute den Sprecher aufmerksam an, gab aber keine Antwort; nicht eine Silbe entfiel seinen Lippen. Harmand sagte: „Ich beehre mich, Sie zu fragen, Monsieur, ob Sie ein Pferd, einen Hund oder Vögel und anderes Spielzeug, ob Sie vielleicht auch einen oder mehrere Spielkameraden von Ihrem Alter wünschen? Wollen Sie im Garten spazieren gehen oder auf die Plattform des Thurmes steigen? Wollen Sie Bonbons und Kuchen?“ Keine Antwort. Harmand stellte sich an, als vertauschte er das gütige Zusprechen mit einem befehlenden. Umsonst, keine Antwort. Harmand versuchte, den Knaben dadurch zum Sprechen zu bringen, daß er demselben vorstellte, sein Schweigen machte es ja den Kommissären unmöglich, dem Gouvernement Bericht zu erstatten. Vergebens, der Knabe blieb stumm. Aber taub war er nicht. Auf Harmands Wunsch gab er diesem sogleich die Hand. Auf Trotz und Tücke konnte sein Schweigen nicht zurückgeführt werden. Denn mit Ausnahme des Sprechens that er unweigerlich alles, was man von ihm verlangte. Höchlich verwundert fragte Harmand, bevor er mit seinen Kollegen den Tempel verließ, die beiden Wächter, welcher Ursache denn wohl diese außerordentliche Schweigsamkeit zuzuschreiben sei. Laurent und Gomin versicherten, wie Harmand in seinem Berichte bemerkt hat — daß der Prinz seit dem Abend jenes 6. Oktobers von 1793, wo

er durch den ruchlosen Hébert verlockt und gezwungen worden, die bekannte namenlose Schändlichkeit gegen seine Mutter Marie Antoinette auszusagen, niemals wieder den Mund zum reden aufgethan habe.

Aber Laurent und Gomin hatten sich damals, im Oktober 1793, noch gar nicht im Tempel befunden und ihre Aussage hat also nur insofern Werth, als sie angibt, der Gefangene habe sich seit dem Eintritt der beiden in das Wächteramt stumm verhalten. Die angeführte Motivirung des prinzlichen Stummseins ist übrigens reiner Blödsinn. Der Dauphin konnte darüber, daß er sich durch Hébert jene schmutzige Aussage hatte entpressen lassen, unmöglich eine so verzweiflungsvolle Reue empfinden, weil er jene ihm durch Hébert auf die Zunge gelegte Aeußerung weder in ihrem Wesen noch in ihrer Tragweite hatte verstehen können. Und welcher Mensch von gesundem Menschenverstande wird glauben können, daß ein Kind von neun Jahren plötzlich den Entschluß fassen und mit eiserner Energie bis zu seinem letzten Athemzug durchführen konnte, niemals wieder ein Wort zu sprechen? Nonsens! . . . Aus alledem geht also hervor: Harmand und seine Kollegen fanden am 27. Februar von 1795 im Tempel einen stummen Knaben, während konstatirtermaßen die Sprachorgane des Dauphin ganz in der Ordnung gewesen waren.

Zu Anfang Aprils trat an die Stelle des Laurent ein neuer Wächter und Wärter, ein gewisser Lasne. Dieser spielte später eine wichtige Rolle in der Meinung solcher, welche glaubten oder wenigstens andere glauben machen wollten, der echte Dauphin wäre im Tempel gestorben. Lasne behauptete nämlich, der kleine Gefangene sei nicht stumm gewesen. Aber das Zeugniß dieses Menschen ist im höchsten Grade verdächtig; erstens desshalb, weil er sich, gerichtlich vernommen, total widersprochen hat, indem er im Jahre 1834 angab, der Prinz habe Tag für Tag mit ihm geplaudert, im Jahre 1837 dagegen, er habe den Prinzen nur ein einzigesmal und auch da nur wenige Worte reden gehört. Zweitens desshalb, weil die Aeußerungen, welche Lasne, seiner

Aussage von 1834 zufolge, aus dem Munde des gefangenen Kindes vernommen haben wollte, unmöglich von diesem herrühren konnten. Pascal oder Montesquieu hätten sich, in die Lage des kleinen Gefangenen versetzt, kaum weiser und tiefsinniger ausdrücken können. Ein neunjähriges, krankes, seit Jahren allem Unterrichte, sogar allem Umgange entzogenes Kind konnte nicht so philosophisch reden; es ist schlechterdings undenkbar!

Aber wir müssen unsere Schritte wieder um etwas zurücklenken, um dann mit logischer Sicherheit weiter vorgehen zu können .... Der Bericht, welchen Bürger Harmand dem Sicherheitsausschuß, d. h. der höchsten Polizeibehörde der Republik, erstattete, wurde geheim gehalten und hatte für den jungen Gefangenen keine Folgen. Seine Lage blieb ganz dieselbe. Es scheint aber fast, als hätte Harmand durchblicken lassen, daß er in dem verwachsenen, skrophulösen und stummen Knaben den Dauphin, welcher notorischermaßen ein gesunder, wohlgestalteter und aufgeweckter Junge gewesen war, nicht erkannt habe und daß er so unvorsichtig-ehrlich gewesen sei, den thermidorischen Machthabern, welche damals vom Wohlfahrts- und vom Sicherheitsausschuß aus Frankreich regierten, zu merken zu geben, daß hier ein Geheimniß vorläge, welches aufgeklärt werden müsste. Auffallend ist jedenfalls die Thatsache, daß man sich beeilte, den Bürger Harmand rasch von der Bühne verschwinden zu lassen: wenige Tage nach seinem Besuch im Tempel wurde er als Kommissär der Republik nach Ostindien verschickt. Das Geheimniß sollte also nicht aufgeklärt werden?

Zu Anfang des Mai 1795 verschlimmerte sich der Zustand des jungen Tempelgefangenen so auffallend, daß man ihm ärztliche Behandlung zu Theil werden lassen musste, falls man der Behauptung, mit dem 9. Thermidor sei ein menschlicheres Regiment eingetreten, nicht geradezu ins Gesicht schlagen wollte. Angenommen nun, der erkrankte Knabe sei nicht der Dauphin gewesen, so begingen diejenigen, welche wissen mussten, daß er es nicht sei, eine grobe Un-

vorsichtigkeit, indem sie zuließen, daß ein Arzt, welcher den Dauphin früher gekannt hatte, zu dem Kranken geschickt wurde. Es war dieser Arzt der berühmte Desault vom Hôtel-Dieu; doch sollte er, so bestimmte der Sicherheitsausschuß, den Patienten nur in Gegenwart der Wächter sprechen und untersuchen dürfen. Zur gleichen Zeit beschied der Ausschuß ein Gesuch des Monsieur Hue, ehemaligen Kammerdieners Ludwigs des Sechszehnten, abschlägig, das Gesuch, den erkrankten Prinzen pflegen zu dürfen. Scheuten sich die „menschlichen" Herren vom Thermidor, einen Mann wie Hue, welcher natürlich den Dauphin genau gekannt hatte, zu dem Tempelgefangenen zu lassen?

Am 6. Mai besuchte Desault den kranken Knaben zum erstenmal. Er konnte denselben nicht zum sprechen bringen. Allerdings versichern gewisse royalistische Autoren, welche die Aufgabe hatten, um jeden Preis den Dauphin im Tempel gestorben sein zu lassen, Desault habe mittels seiner Güte den stummen Patienten schließlich doch zum sprechen gebracht; aber sie wollen das von Lasne gehört haben, dessen Zeugniß, wie oben nachgewiesen worden, als gänzlich unzulässig betrachtet werden muß. In der Nacht vom 29. auf den 30. Mai wurde Desault, nachdem er bei Herren von der Regierung zu Abend gespeist hatte, plötzlich todtkrank. Am 1. Juni starb er. War da etwa ein „nützliches" Verbrechen begangen worden? Man munkelte in Paris, Desault sei vergiftet worden, weil er sich nicht dazu hätte gebrauchen lassen wollen, den kleinen Tempelgefangenen zu vergiften — ein ganz grundloses, dummes Geträtsche. Anders freilich stellt sich die Sache, wenn man, wie ebenfalls behauptet wurde, annimmt, Desault sei auf Anstiften derer, welche den Schlüssel des Tempelräthsels besaßen, beseitigt worden, weil er bemerkt und zu bemerken gegeben habe, daß der rhachitische und stumme Knabe im Tempelthurm nicht der wahre Dauphin, den er ja gut gekannt hatte, sein könnte, sondern ein untergeschobener sein müßte.

Dieser Verlauf der Sache ist nun keineswegs ein bloß

muthmaßlicher, sondern ein wohlbezeugter. Ein Schüler von Desault, Monsieur Abeillé, hat sein Leben lang standhaft behauptet, sein Lehrer sei vergiftet worden in Folge seines an den Sicherheitsausschuß erstatteten Rapports, daß er in dem jungen Tempelgefangenen den Dauphin nicht erkannt habe. Jules Favre sodann hat in seinem Plaidoyer vom Jahre 1851 das Zeugniß eines andern Schülers und Freundes von Desault citirt, welcher ihm, Favre, zu Périgueux die Angaben Abeillé's bestimmt bestätigte. Noch gewichtiger ist die nachstehende aus der Familie Desaults herrührende und in aller Form ausgestellte Bezeugung.

„Ich Unterzeichnete, Agathe Kalmet, Witwe des Pierre Alexis Thouvenin, wohnhaft in Paris, Platz d'Estrapade Nr. 34, bezeuge, daß bei Lebzeiten meines Mannes Thouvenin, eines Neffen des Doktor Desault, ich meine Tante, Frau Desault, häufig habe erzählen hören, daß der Doktor Desault, Hauptarzt am Hôtel-Dieu, gerufen wurde, um den Knaben Kapet, welcher damals im Tempel gefangen saß, zu besuchen — so lautete der dem Doktor Desault vonseiten des Sicherheitsausschusses schriftlich zugefertigte Befehl. Im Tempel wies man ihm ein Kind, welches nicht der Dauphin war, den Herr Desault vor der Gefangensetzung der königlichen Familie mehrmals gesehen hatte. Nachdem der Doktor einige Nachforschungen angestellt, um zu erfahren, wohin doch wohl der Sohn Ludwigs des Sechszehnten, an dessen statt man ihm ein anderes Kind gezeigt hatte, gekommen sein möge, stattete er seinen Rapport ab und an demselben Tage erhielt und befolgte er die Einladung einiger Konventsmitglieder zum Diner. Von diesem Mahle weg nach Hause gegangen, wurde er von entsetzlichen Erbrechungen befallen. Er starb daran und dies ließ glauben, daß er vergiftet worden sei. Agathe Kalmet. Paris, 5. Mai 1845." ... Wäre nur die Vergiftung Desaults gerichtsärztlich festgestellt! Es scheint aber gar keine Untersuchung dieses plötzlichen und auffallenden Todesfalles angestellt worden zu sein. Jedoch machte das Ereigniß Lärm und Frau Desault erklärte ganz laut, ihr Mann sei vergiftet worden. Sollte ihr

etwa dadurch der Mund gestopft werden, daß ihr der Konvent eine Pension von zweitausend Livres bewilligte? Seltsam ist auch, daß ganz entgegen dem herrschenden Brauche, der Rapport Desaults nicht veröffentlicht wurde. Die Inhaltsangabe der Nummer 263 des Moniteur von 1795 führt den Bericht des Arztes als in derselben Nummer enthalten auf; aber diese Angabe lügt, denn der Rapport fehlt und ist überhaupt nie veröffentlicht worden. Sechs Tage nach Desaults Tod starb auch sein vertrauter Freund, der Apotheker Choppart, plötzlich. Er hatte für den jungen Patienten im Tempel die Arzneien geliefert.

Am 5. Juni gab der Sicherheitsausschuß dem kranken Knaben einen neuen Arzt in der Person des Doktor Pelletan, welcher bat, sich den Doktor Dumangin zugesellen zu dürfen, sowie später auch noch die Doktoren Lassus und Jeanroy. Man möchte fast glauben, Herr Pelletan habe sich nicht allein in eine Gefahr begeben wollen, in welcher sein Kollege Desault umgekommen war. Im übrigen hatte keiner der vier genannten Aerzte den Dauphin, nämlich den echten, gekannt. Pelletan und Dumangin wurden von den Wächtern im Tempel unterrichtet, daß der Patient nicht spräche, und da sie auf ihre an den Knaben gerichteten Fragen keine Antwort erhielten, ließen sie bald ab, weiter in ihn zu dringen. Freilich haben solche, welche den Wächter Lasne als Zeugen gelten zu lassen ein leicht begreifliches Interesse hatten, das Gegentheil behauptet; allein die Worte, welche sie bei dieser Gelegenheit dem Knaben in den Mund legen, tragen das Gepräge der Unwahrscheinlichkeit, ja der Unmöglichkeit so deutlich, daß sie sofort als schlecht erfunden sich herausstellen.

Am 8. Juni starb das kranke Kind im Tempelthurm. Hätte man nun nicht erwarten sollen, daß, falls der todte Knabe der echte Dauphin war, die Behörden die minutiöseste Sorgfalt aufwenden würden, um alle Umstände dieses Ereignisses unanfechtbar genau festzustellen? Es geschah aber durchaus das Gegentheil. Alles wurde lässig und schluderig abgemacht. Am 9. Juni machte Bürger Sevestre im Namen

des Sicherheitsausschusses dem Konvent kurz und trocken die Anzeige, daß der „Sohn des Kapet“ im Tempel gestorben sei. An demselben Tage nahmen der Doktor Pelletan und seine drei genannten Kollegen über den Leichenbefund ein Protokoll auf, in welchem es wörtlich heißt: „Um 11 Uhr Morgens an der Außenpforte des Tempels angekommen, wurden wir durch die Kommissäre empfangen und in den Thurm geführt. Im zweiten Stockwerke desselben fanden wir in einem Zimmer auf einem Bette den Leichnam eines Kindes, welches uns ungefähr zehnjährig schien. Dieser Leichnam, sagten uns die Kommissäre, sei der des Sohnes des verstorbenen Ludwig Kapet, und zwei von uns haben in demselben das Kind wieder erkannt, welches sie seit einigen Tagen ärztlich behandelt hatten.“ Dies ist doch fürwahr entfernt kein Beweis für die Identität des todten Knaben mit dem Sohne Ludwigs des Sechszehnten! Sehr bemerkenswerth ist aber ein Umstand, welcher demselben Protokoll zufolge die Sektion des Leichnams herausstellte. Das Gehirn des todten Kindes wurde nämlich in völlig normalem und gesundem Zustande vorgefunden. Dies hätte aber schwerlich oder vielmehr geradezu unmöglich der Fall sein können, wenn der Todte wirklich der Dauphin gewesen wäre, welchen ja der allgemeinen und unbestrittenen Annahme zufolge der schändliche Simon und dessen Frau durch Verleitung zu in einem so unreifen Alter doppelt schädlichen Ausschweifungen in einen Zustand des Blödsinns herabgebracht hatten, welcher eine Desorganisation des Gehirns zur unumgänglichen Voraussetzung haben musste. Am Abend des 10. Juni wurde der Leichnam des jungen Tempelgefangenen ohne irgendwelche Ceremonie auf dem Kirchhofe von Sainte-Marguerite bestattet. Erst zwei Tage nach der Bestattung und demnach vier Tage nach dem Ableben des Kindes wurde der Todesschein ausgestellt und zwar in so gesetz- und formloser Weise, daß diesem Aktenstück eine gesetzliche Beweiskraft gar nicht zukommt.

Aber für die Familie Bourbon war Ludwig der Siebzehnte in aller Form gestorben und todt. Stets hat sie

sich, die Schwester des Prinzen einbegriffen, gegen jeden Versuch, darzuthun, daß nicht der echte, sondern ein falscher Dauphin im Tempel gestorben sei, nicht nur abwehrend, sondern auch hindernd und hintertreibend verhalten. Als im Jahre 1820 ein gewisser Caron, welcher nach der Gefangensetzung der Familie Ludwigs des Sechszehnten Zutritt im Tempel gefunden hatte, sich erbot, über die Entführung des Dauphin wichtige Mittheilungen zu machen, verschwand der Mann, nachdem ein hoher Hofbeamter ihn mehrmals besucht hatte, plötzlich und ist nie wieder zum Vorschein gekommen. Höchst auffallend war auch die Gleichgiltigkeit, welche die königliche Familie nach der Restauration gegen die Ueberreste und das Andenken Ludwigs des Siebzehnten an den Tag legte. Bekanntlich führte man im Jahre 1815 eine große Haupt- und Staatskomödie auf mit der angeblichen Auffindung und Ausgrabung der Gebeine Ludwigs des Sechszehnten und seiner Frau. Der Erzphantast Chateaubriand ging bei dieser Gelegenheit in seinem romantischen Delirium so weit, zu schreiben, man habe den Todtenschädel Marie Antoinette's an dem unvergleichlich graziösen Lächeln wiederkannt, welches der Königin eigen gewesen sei, und dieser grauenhafte Blödsinn fand vielen Beifall. Die romantisch-restaurative Gebein-Auffindungs-Posse — denn weiter war es ja nichts, da die wirklichen Gebeine des Königs und der Königin unmöglich mehr aufgefunden werden konnten — bestimmte aber den Pfarrer von Sainte-Marguerite, Lemercier, die Auffindung der Gebeine des Dauphins ebenfalls in Vorschlag zu bringen. Er behauptete, die Todtengräber hätten im Jahre 1795 zwar den Sarg mit dem Leichnam des Prinzen zuerst in die allgemeine Grube gestellt, aber den heimlich mit Kreidestrichen bezeichneten in einer der folgenden Nächte wieder aus der großen Grube herausgenommen und neben der vom Kirchhof in die Kirche führenden Thüre begraben. Der Pfarrer wandte sich mit seinem Anliegen an die Herzogin von Angoulème, von welcher er erwarten durfte und mußte, daß sie ihm eifrig beistimmen und behilflich sein würde. Allein der gute Mann

ging fehl. Die Herzogin wies die Sache entschieden von der Hand.

Diese Prinzessin, Napoleons bekanntem Ausspruche zufolge „der einzige Mann in ihrer Familie", war nichts weniger als sentimental und es begreift sich leicht, daß sie es nicht war und nicht sein konnte. Die Glut der Schmerzen, welche sie in ihrer Jugend zu erdulden gehabt, hatte ihr Herz zu Stein gebrannt. In der That, sie hat zur Restaurationszeit bei verschiedenen Gelegenheiten eine wahrhaft steinerne Fühllosigkeit kundgegeben, wofür ich als Beleg einen in Deutschland wenig oder gar nicht bekannten Zug anführen will. Am 11. August von 1792 hatte sich die in das Sitzungslokal der Nationalversammlung geflüchtete königliche Familie in einem Zustande völliger Mittellosigkeit befunden. Kaum erfuhr das eine der gewesenen Kammerfrauen Marie Antoinette's, Frau Auguié, als sie sich beeilte, ihrer bedürftigen Herrin fünfundzwanzig Louisd'or von ihren Ersparnissen zu überbringen. Diese Großmuth der Dienerin kam fünfzehn Monate später beim Processe der Königin vor dem Revolutionstribunale zur Sprache. Befragt, wer ihr die fünfundzwanzig Goldstücke gegeben hätte, nannte Marie Antoinette den Namen der Frau Auguié. Sofort wurde infamer Weise ein Haftbefehl, das will sagen, ein Todesurtheil gegen die treue Dienerin erlassen. In dem Augenblicke, wo die Häscher in ihre Wohnung traten, stürzte sich die Unglückliche zum Fenster hinaus und blieb auf der Stelle todt. Eine ihrer Töchter wurde später die Frau des Marschalls Ney. Als dieser nach der zweiten Restauration, allerdings mit Recht, processirt und verurtheilt wurde, konnte es die Herzogin von Angoulème der Bitterkeit ihres Hasses nicht abgewinnen, ein Wort der Fürbitte für den Gatten einer Frau einzulegen, deren Mutter um *ihrer* Mutter willen gestorben war!

Die Prinzessin wies also den Pfarrer von Sainte-Marguerite mit seinem Anliegen ab, vorgebend, „die Lage der Könige sei furchtbar und sie dürften und könnten nicht alles thun, was sie wollten". Gerade zu dieser Zeit aber

haben bekanntlich die Bourbons alles gethan, was sie wollten, auch das Dümmste und Unverantwortlichste, was nur immer eine rasende Reaktionspartei ihnen eingab. Die Wahrheit ist, der Hof wollte, wie von dem Dauphin überhaupt, so auch von seinen angeblichen Ueberresten schlechterdings nichts wissen und hat jeden Versuch, auf eine Untersuchung der räthselhaften Umstände, welche das Leben und den angeblichen Tod des Prinzen im Tempel begleitet hatten, zurückzukommen, beharrlich und erfolgreich zu vereiteln gewusst.

Und aber, fragt nun der Leser, was ist das Ergebniß dieser langen Erörterung?

Ein ungelöstes Räthsel! In Frankreich zwar scheint man zur Zeit (1882) geneigt, dasselbe für gelöst anzusehen, d. h. anzunehmen, die Untersuchungen, Erörterungen und Schlußfolgerungen, welche Beauchène, Chantelauze und andere neuerdings angestellt und gezogen haben, ließen keinen Zweifel mehr zu, daß der Sohn Ludwigs des Sechszehnten und Marie Antoinette's am 20. Prairial des Jahres III (also am 8. Juni 1795) gestorben sei. Allein ich für meine Person will nicht verschweigen, daß auch die Arbeiten der genannten Franzosen mich noch immer nicht vollständig überzeugt haben. Ich kann mich daher noch immer eines leisen Zweifels nicht entschlagen, ob der am 8. Juni 1795 im Tempel verstorbene Knabe wirklich der Dauphin gewesen. Selbstverständlich entbehrt diese subjektive Ansicht des objektiv-historischen Werthes, so lange nicht nachgewiesen, nicht beweiskräftig nachgewiesen ist, was denn im Falle seiner Rettung aus dem Tempelgefängniß aus dem Prinzen geworden. Jeder bislang gemachte Versuch, diese Frage mit Bestimmtheit zu beantworten, hat sich unzulänglich, wenn nicht gar als Charlatanerie, als unbewusster oder auch als bewusster Betrug herausgestellt. Von den als Ludwig der Siebenzehnte Aufgetretenen hat keiner, wie ich nach sorgfältiger und wiederholter Prüfung der von ihnen vorgebrachten Behauptungen und Ansprüche versichern kann, seine Indentität mit dem Dauphin auch nur bis zum Grade der Wahrscheinlichkeit erwiesen. Am meisten von seinem Rechte überzeugt scheint der Uhr-

macher Naundorff gewesen zu sein. Die Möglichkeit einer befriedigenden Antwort auf die Frage: Was ist aus dem Dauphin nach seiner Entführung aus dem Tempel geworden? könnte nur die Aufspürung, Bloßlegung und Verfolgung aller der fast zahllosen Intrikenfäden, welche zwischen den emigrirten Bourbons und ihren Anhängern in und außerhalb Frankreichs hin- und herliefen, an die Hand geben. Eine langwierige, schwierige und höchst unerquickliche Arbeit, die von Wissenden nur allenfalls ein solcher unternehmen möchte, welcher schlechterdings nichts besseres zu thun weiß. Denn was könnte er im glücklichen Falle für ein Resultat gewinnen? Die Befriedigung einer müssigen Neugier, weiter nichts. Laßt die Todten ihre Todten begraben![1]).

1) Als Kuriosum füge ich hinzu, daß, seitdem dieser Aufsatz geschrieben wurde, mir aus einer großen norddeutschen Stadt in geheimnißvoll thuender Weise unterm 23. Juni 1865 die Nachricht zugefertigt wurde, der echte Dauphin sei allerdings aus dem Temple gerettet worden, aber keiner der unter seinem Namen aufgetretenen Prätendenten sei der echte gewesen. Der gerettete echte sei nach Bestehung von allerlei Abenteuern als Mitglied einer Schauspielertruppe nach Petersburg verschlagen worden, wo er dann eine bleibende Stätte gefunden. Im Sommer von 1844 sei sein Tod erfolgt und zwar in Karlsbad, wohin er zur Kur gegangen. Ich war doch neugierig genug, dem mir also dargebotenen Faden weiter nachgehen zu wollen, konnte jedoch statt der erbetenen weiteren Aufklärungen und Nachweise nur ängstliche Winke erhalten, man dürfe, so man die Hinterlassenen dieses „unzweifelhaften" siebzehnten Ludwigs nicht gefährden wolle, zur Zeit näheres über das „Geheimniß" noch nicht verlauten lassen.

Für Thron und Altar.

O, Menschen, Menschen, arge Thoren!
Weh euch, was habt ihr hier gethan?
Lenau.

1.

Beobachter und Urtheiler, welche der Meinung sind, die Mündigkeit der Völker sei ein Märchen, werden es nicht schwierig finden, die historischen Beweise hierfür aus der Geschichte der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts massenhaft zu erbringen. Diese Geschichte ist ja nur der phrasenhaft redigirte Text zu der uralten und ewigjungen Weise: — Die Menschen sind da, einander zu quälen und zu vernichten. Sie haben es von Uranfang an so getrieben und werden es so treiben, bis eine glückliche Katastrophe im Weltall der unseligen Existenz des Erdballs ein Ende macht. Die Menschheit vermag Vernunft, Frieden, Freiheit und Glück nicht zu ertragen: sie ist nicht dazu organisirt. Unser deutscher Buddha, der, in Ermangelung eines Sitzes unter dem Asokabaum in indischer Waldeinsamkeit, an der Wirthstafel im Schwan zu Frankfurt am Main gesessen, Sakjamuni-Schopenhauer hat weislich gesagt: „Wie unser Leib auseinanderplatzen müsste, wenn der Druck der Atmosphäre von ihm genommen wäre, so würde, wenn der Druck der Noth, Mühsäligkeit, Widerwärtigkeit und Vereitelung der Bestrebungen vom Leben der Menschen weggenommen wäre,

ihr Uebermuth sich steigern, — wenn auch nicht bis zum platzen, doch bis zu den Erscheinungen der zügellosesten Narrheit, ja Raserei" [1]). So ist es; nur muß noch hinzugefügt werden, daß der den Menschen angelegte Kappzaum von Noth und Mühsal sie keineswegs abhält, zeitweilig in zügellose Narrheit, ja in Raserei auszubrechen. „Und das alles um Hekuba", d. h. um dieser kindischen Schrulle oder um jener kläglichen Marotte willen, — Glasperlen für Fidschi-Insulaner. Sie martern und morden sich darum, die hochcivilisirten Wilden von Europa, und nicht ihre angebliche „Humanität", sondern nur ihre Gastrosophie verhindert sie, einander nicht allein im figürlichen — wie sie ja thun — sondern auch im wörtlichen Sinne aufzufressen.

Daß man das alte und ewige Weltschmerzlied, wie es durch die Jahrtausende herabtönt, überhören könnte! Glücklich die Stockjobbers und Stockrobbers unserer Tage; denn die können es. In Wahrheit, diese praktischen Leute sind die rechten und einzigen Philosophen des Jahrhunderts. Sie sagen: Warum die Dummheit bekämpfen wollen? Beute, beutele sie aus, so du nicht auch ein Dummrian bist! Barnumisire dich, schwindle keck und frech mit in dem allgemeinen Schwindel; es giebt ja nur eine reale Tugend und die heißt Million. Wie du sie erworben, gleichviel; wenn du sie nur hast, behältst und mehrst, so darfst du dich fröhlich als einer der Erdengötter fühlen, welche, im Besitze von Palästen, Villen, Pferden, Hunden, Maitressen, Köchen und Lakaien, der „Ideologie" ein Schnippchen schlagen können. Genieße, was das Dasein bietet; es bietet ja des Genüßlichen doch gar viel, und denke niemals über den Kurszettel hinaus! Nur Thoren mit leeren Magen und abgeschabten Röcken brüten über dem „Welträthsel". Gescheide Leute nehmen die Welt, wie sie ist, nützen sie aus, halten sich an die Weltlust und überlassen den Weltschmerz den armen Teufeln von Denkern und Dichtern, welche sich ihr Lebenlang mit der fixen Idee der Weltverbesserung herumquälen

---

1) Parerga und Paralipomena, 2. A. II, 314.

und mit all ihrer Weisheit und Wissenschaft noch nicht soweit gekommen sind, zu wissen, daß die Welt nicht verbessert, sondern genossen und betrogen sein will.

Wenn es einem nur gegeben wäre, diesem zweifelsohne vortrefflichen Katechismus nachzuleben! Wenn man es nur dazu bringen könnte, das alte dumme Ding in der Brust zu schweigen und zu schwichtigen, daß es nicht mehr so unvernünftig sympathisch aufpochte, wenn von Recht und Wahrheit, von Freiheit, Vaterland, Humanität und dergleichen „unpraktischem Zeug" mehr die Rede ist. Könnte man sich nur enthalten, den Reichthum nach seinem Ursprung zu fragen, den Pfaffen ins Gesicht zu lachen und, da die knechtischen Völker nicht hören wollen, die „Steine aufzurufen gegen die Tyrannen" [1]).

Aber man muß lernen, das alles zu thun oder zu lassen, und oh, die Zeit ist eine gute Lehrerin. Sie trichtert auch dem widerstrebendsten Schädel den Erfahrungssatz ein, daß die armen Ideale an der Mauer der Wirklichkeit allzeit die Köpfe eingerannt haben und einrennen werden; sie löscht das Feuer der Begeisterung mit den kalten Wasserstralen der Ironie, und wenn ein thörichtes Menschenherz über Gebühr lange jung bleiben will, so zerbricht sie es zwischen ihren pädagogisch-knöchernen Altjungfernfingern. ...

Wenn es wahr ist, — und es soll ja wahr sein — daß, wie in der physischen, so auch in der moralischen Welt die Aufeinanderfolge der Erscheinungen nach ewigen Gesetzen sich vollzieht, wohlan, so muß es auch mit Ergebung hingenommen werden, daß die Weltgeschichte mit der eisernen Unerbittlichkeit von Naturgesetzen arbeitet [2]). Alles Moralisiren und Deklamiren ist da gerade so eitel, wie wenn einer wähnte, mittels

---

1) .... I will teach, if possible, the stones
To rise against earth's tyrants.
Byron, Don Juan, VIII, 135.

2) Dagegen wird sich, den Satz cum grano salis verstanden, nicht eben viel einwenden lassen. Nur muß man im Auge halten, daß auch die Arbeit der Naturgesetze häufig genug den Anschein von Willkür

Gebeten und Predigten die Gesetze der Polarität und Elektricität abändern zu können. Mit derselben erhabenen Monotonie, womit in der Natur Flut und Ebbe, der Kreislauf der Gestirne, der Wechsel der Jahreszeiten sich folgen, lösen in der Geschichte Stoß und Gegenstoß, Aktion und Reaktion, Aufklärungsversuche und Verdummungsphlegma, Freiheitsaufschwünge und Knechtschaftsbeflissenheit einander ab. Von Zeit zu Zeit, wann die Gesellschaft vollständig verschlammt, die sittliche Atmosphäre durch und durch verpestet, das öffentliche Gewissen taub, die öffentliche Zunge stumm und die Menschheit niederträchtig geworden ist, sammeln und entladen sich jene geschichtlichen Gewitter, welche man Revolutionen zu nennen pflegt. Die von denselben angerichteten Verheerungen sind furchtbar. Denn in solchen Gewitterzeiten geht in Erfüllung das Seherwort: —

„Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht“ —

d. h. Bestie der Bestie oder, wenn's hochkommt, Pfahlbauer dem Pfahlbauer. Das kann man beklagen, aber nicht ändern; es wäre denn, daß die Herren Utopisten die Güte haben wollten, ihr Arkanum, die Menschen zu verengeln, endlich einmal in Anwendung zu bringen. So lange jedoch die Menschen Menschen bleiben, wird sich der weltgeschichtliche Vorschritt immer nur so bewerkstelligen, wie er bislang

---

und Laune hat, wenigstens im Einzelnen, während die gesetzliche Regelmäßigkeit mehr nur im Großen und Ganzen sich offenbart. Die Gegenwart übrigens ist wie dazu gemacht, die Generalisirungssucht der Nachbeter Buckle's zu verhöhnen. Der Proceß der Weltgeschichte ist ja dermalen wieder ein sehr individueller, persönlich-psychologischer oder vielmehr physiologischer geworden. Schade, daß der arme Buckle nicht mehr lebt. Denn es müsste von hohem Interesse sein, zu betrachten, wie der Mann, dessen Riesentorso von Werk niemand wärmer bewundern kann als ich, es anfinge, um die lumpige Thatsache, daß zur Stunde, wo ich dieses schreibe (1867) der Gang der Geschicke Europa's zunächst davon abhängt, ob Napoleon der Dritte nur mit oder aber ohne Anwendung des Katheders zu thun vermag, was er nicht lassen kann, mit den von ihm (Buckle) proklamirten ewigen Gesetzen der Weltgeschichteprocedur in Einklang zu bringen.

sich bewerkstelligte, d. h. stoßweise, gewaltsam, mittels schmerzlicher Krisen und wehvoller Katastrophen. Denn nun und nimmer werden die gemeinen Instinkte und selbstsüchtigen Leidenschaften, niemals wird der Unverstand, das Vorurtheil, der Afterglaube gutwillig das Feld räumen. Ueberall und allezeit wird die Reform zu schwach sein, diese Feinde des Menschengeschlechtes aus ihren Verschanzungen hinauszumediciniren. Um solche Geschwüre am socialen Körper auszuwurzeln und auszubrennen, müssen Eisen und Feuer in Anwendung kommen; denn leider — mit einem zu sprechen, welcher, so es möglich, gerne die Steine aufgerufen hätte gegen die Tyrannen —

„Denn, leider, Revolution allein
Kann von der Höllenfäulniß uns befrei'n."

Leider! Die Geschichte der französischen Revolution illustrirt dieses „Leider" so nachdrucksam-anschaulich, daß seine Furchtbarkeit selbst blödesten Augen klar sein könnte und sollte.

Aber es ist mit der Illustration viel falsches Spiel getrieben worden. Eine unterthänige Geschichteschreibung nämlich hat sich einer Seite des tragischen Gemäldes bemächtigt, um daraus ein Bilderbuch, ein Schreckbilderbuch für politische Kinder zusammenzukleistern, — für politische Kinder, welchen man ja, vorab in Deutschland, bis zur Stunde einbilden, einpredigen, einschwindeln konnte und kann, Revolutionen würden willkürlich gemacht, von Sprudel- und Strudelköpfen, von Habenichtsen und Taugenichtsen, von einer Handvoll „Literaten, Advokaten und Juden" willkürlich gemacht und aus purem Muthwillen. Um dieses Dogma für die gläubige Kinderdummheit und die unerschöpfliche Völkergeduld an- und einnehmlicher zu machen, haben Historiker der bezeichneten Sorte keine Mühe gescheut, in dem erwähnten Schreckbilderbuch die Gräuel der französischen Revolution in die grellste Beleuchtung zu rücken, und es wäre ihnen das keineswegs zu verdenken, falls sie nur inbetreff der Gräuel der Gegenrevolution ebenso verfahren wären. Allerdings findet jene Fieberraserei der revolutio-

nären Energie, welche in furchtbarer Steigerung von den Septembertagen 1792 bis zum Hochsommer 1794 währte, ihre ausreichende Erklärung in den maßlosen Ausschweifungen des Despotismus, welche der großen Umwälzung vorausgegangen waren; allein dessenungeachtet sollen die Thaten jener Raserei bei keiner Gelegenheit der nachdrücklichsten Brandmarkung entgehen. Wer jedoch mit gleichem und gerechtem Maße misst, der wird nicht allein den rothen Schrecken verdammen, sondern auch und ebenso streng den weißen, d. h. die grässlichen Orgien der Reaktion, welche sofort mit dem 9. Thermidor (27. Juli) von 1794 eingetreten ist, nachdem sich zum Sturze Robespierre's und seiner Freunde die gewissenlosesten Halunken mit den ärgsten Blutmenschen zusammengethan hatten, Bösewichte, welche, wie der Chef der Bande, Tallien, bis an die Kniee in dem garstigsten Schmutze der Revolution gewadet waren.

Es ist aber merkwürdig, wie leicht und glatt dieselben „korrekten“ Historiker und Publicisten, welche das ganze Zeteralphabet und Flüchewörterbuch erschöpfen, um den rothrepublikanischen Schrecken zu verdonnern, über die Abscheulichkeiten und Grässlichkeiten wegschlüpfen, welche der weißroyalistische Schrecken von 1794—95 in Scene gesetzt hat. Natürlich übrigens! Für Thron und Altar ist ja alles erlaubt. Mag jedoch dieser Grundsatz mit so schamloser Offenheit gepredigt und geübt werden, wie in unserer niederträchtigen Zeit geschieht, immerhin gibt es noch einen über die trübe Sphäre der Knechtseligkeit, über die wüste Region zügelloser Parteileidenschaft hocherhabenen Standpunkt der Sittlichkeit, von welchem herab die echte und rechte Seherin Historia den Wahrspruch thut: — Die rothen Schreckensmänner handelten sittlicher als die weißen; denn jene standen in Bann und Zwang einer großen Idee, während diese nur von der gemeinsten Selbstsucht getrieben wurden.

Außerdem ist noch wohl zu beachten, daß der rothe Schrecken seine Bestrafung an sich selber vollzog, wogegen der weiße straflos blieb. Denn auch in Folge jener grausamen Ironie, welche das Verhängniß so oft zu zeigen

liebt, die in der Zeit von 1793 und 1794 umgehenden Eumeniden da und dort einen abgefeimtesten Schuft (z. B. einen Talleyrand) oder einen verhärtetsten Schurken (z. B. einen Fouché) verschonten, so haben sie doch an den Handhabern des rothen Terrorismus in Masse ihr unerbittliches Gericht vollzogen. Die Priester, Leviten und Küster des weißen Schreckenskultus dagegen ließen sie laufen, als hätten sich die erhabenen Rachegöttinnen mit der Bestrafung dieser Elenden nicht die Hände besudeln mögen.

Der weiße Schrecken — „la terreur blanche", also genannt, weil im Dienste der bourbonischen Farbe arbeitend — hat sich unmittelbar nach dem 9. Thermidor in Paris noch genöthigt gesehen, die republikanisch bemalte Seidepapiermaske vorzustecken. Er wurde innerhalb der Hauptstadt und ihrer Umgebungen insbesondere von der sogenannten „goldenen Jugend" (jeunesse dorée) gehandhabt, welche Raub und Mord zu einem Zubehör eleganter Lebensführung machte und die meuchlerische Verfolgung republikanischer Gesinnung förmlich in die Mode brachte und zwar mit einer Frivolität, welche jeden erschaudern lassen muß, der es in Fragen des Rechts und der Menschlichkeit noch nicht bis zu der absoluten Gleichgiltigkeit und Fühllosigkeit der Stockjobberei der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gebracht hat. Der Osten und Norden Frankreichs, wo die Bevölkerungen fest zur Republik standen, blieb von der Pest des weißen Schreckens ganz unberührt oder wurde wenigstens nur da und dort flüchtig davon gestreift. Auch im Westen, sogar die Vendée nicht ausgenommen, zeigte sie sich nur sporadisch. Dagegen wüthete sie so recht im Süden und Südosten, wo ja seit der Austilgung albigensischer Kultur Pfafferei, Volksverdummung und rohe Leidenschaftlichkeit stets Lieblingsstätten besessen hatten. Lyon und Marseille waren darum Mittelpunkte der weißen Gräuelwirthschaft, welche wir uns jetzt näher ansehen wollen.

2.

Hören wir zuvörderst einen Augenzeugen ab, Charles Nodier, welcher aus eigener Anschauung geschildert hat, wie der weiße Schrecken in seiner Gestaltung als elegante pariser Mode zur Erscheinung kam[1]). Die Summe dieses Zeugnisses ist etwa diese: — Der rothe Schrecken hatte großen Kynismus in der Tracht, spartanische Mäßigkeit bei Gastmählern und eine tiefe Verachtung gegen alle Feste und Schauspiele gezeigt und gefordert, welche nicht durch ihren wilden Pomp an die tragischen Mysterien seiner Saturnalien gemahnten. Der weiße Schrecken dagegen war elegant und sogar geschniegelt; er weckte den Geschmack an Festlichkeiten und Bällen wieder auf, er brachte alle die Launen des Luxus, alle die Zügellosigkeiten der Wollust zurück, wie sie die vornehme Jugend vor Zeiten in dem Boudoir der Dubarry kennen gelernt hatte. Die Sitten der Schreckenszeit waren von widerlicher Plumpheit gewesen; die der thermidorischen Reaktion dagegen waren von raffinirter Schamlosigkeit und die abscheuliche Verfeinerung des Lasters überzog die wilde Grausamkeit mit einem Firniß, welcher ihre Häßlichkeit nur erhöhen konnte. Es gab weiße Terroristen, welche nicht weniger grausam waren, als Marat gewesen, die aber so stralend von Jugendschöne, so gewandt und feingebildet sich darstellten, daß sie alle Frauenherzen hinter sich herzogen, wenn sie, eine Wolke von Ambraduft um sich verbreitend, einen Salon betraten.

In Paris machten sich, wie schon angedeutet worden, die schlimmsten Seiten des weißen Schreckens weniger fühlbar. Die „goldene Jugend" ließ hier ihren reaktionären Uebermuth hauptsächlich in Straßenprügeleien mit den Ueberbleibseln des Jakobinismus, in theatralischen Pasquinaden und in allerhand sonstigen Schaustellungen und Demonstrationen

---

1) Nodier: Souvenirs de la révolution et de l'empire, 6 édit. I, 111 seq.

aus. Zu den letzteren gehörten auch die sogenannten „Bälle der Opfer" (bals des victimes oder bals à la victime), auf welchen man Trauer tanzte und zu welchen nur solche Frauen und Mädchen Zutritt erhielten, welche ein Mitglied ihrer Familie durch die Guillotine verloren hatten. Das vorgeschriebene Ballkostüm der Tänzerinnen musste dem Anzug ähnlich sein, in welchem ihre Mütter oder Schwestern oder Tanten unter dem Fallbeil gestorben waren: sie mussten daher ein weißes Kleid, ein rothes oder schwarzes Brusttuch und die Haare ganz kurz über dem Nacken abgeschnitten tragen [1]).

Anderwärts dagegen, an den Hauptstätten seiner Thätigkeit, an Orten wie Lyon, Nimes, Marseille, Aix und Tarascon, mischte der weiße Schrecken auch in seiner eleganten Erscheinungsform dem Bizarren das Entsetzliche bei. Vielleicht hat man nie und nirgends die gesetzliche Autorität so lange außer Kraft und die Willkür der Rachelust so keck die Stelle des Gesetzes usurpiren gesehen. Meuchelmorde wurden vollzogen, als wären es gerichtliche Urtheile, am hellen Tage, auf offener Straße, und wehe den Vorübergehenden, wenn sie etwas dagegen hätten sagen wollen! Die Theorie des Mordes war in die höheren Gesellschaftklassen gedrungen und in den Salons wurden Geheimnisse des Meuchelns gelehrt, vor denen die Insassen der Bagnos sich entsetzt hätten. Am Whisttische wurden förmliche Mordpartieen gespielt, und wenn dann einer der Spieler aufstand, gab er sich nicht einmal die Mühe, es mit gedämpfter Stimme zu sagen, daß er jetzt ginge, jemand zu tödten. Die Frauen, sonst die sanften Vermittlerinnen zwischen den Leidenschaften der Männer, betheiligten sich eifrig an

---

1) Der Graf D'Allonville hat in seinen „Mémoires secrets", IV, 79, die Opferbälle als einen Mythus oder, wie er sich ausdrückt, als einen Roman bezeichnet. Allein die anderen zeitgenössischen Bezeugungen lauten so bestimmt und übereinstimmend für die Thatsächlichkeit dieser Frivolität, daß sie als historisch festgehalten werden muß. Vgl. Mercier III, 29, sowie das sehr fleißige Buch „Histoire de la société française pendant le directoire" par Edmond et Jules de Goncourt, 2. édit p. 143.

diesen Morddebatten und Blutspielpartieen. Die Megären des rothen Schreckens, die „Guillotinefurien“, hatten Miniaturguillotinen als Ohrbommeln getragen; die „anbetungswürdigen Furien“ des weißen Schreckens trugen Miniaturdolche als Haarpfeile und Busennadeln. Man konnte einen jungen Stutzer („Muscadin“) im kurzschößigen Rock, in einer Weste von gemsfarbigem Pelzsammet, mit seinen langen, gepuderten, zu beiden Seiten in Gestalt von „Hundsohren“ auf die Schultern herabfallenden Haaren, mit seinem aufgebundenen Zöpfchen und seiner wulstigen grünen Halsbinde in ein Damenboudoir treten und mit einem blutbefleckten Finger nach der Bonbonnière der schönen Insassin langen sehen. Dieser blutbefleckte Finger, der einzige Theil seiner zarten Hand, welchen mit englischer Seife in Berührung zu bringen er sich sorgfältig gehütet hatte, sollte der Dame stummberedt sagen: Der zwischen uns vereinbarte Mord ist vollbracht und ich komme, den Mordminnesold einzukassiren.

Es ist überhaupt zu betonen, daß und wie sehr im weißen Schrecken mit der vornehmen Mordlust die vornehme Lüderlichkeit sich verband. Zu Montbrisson schleppte eine Bande von weißen Schreckensmännern eine Schar von Frauen, deren Gatten als Republikaner bekannt und geächtet waren, unter den Freiheitsbaum, zog im hellen Sonnenschein die Erbarmungswürdigen splitternackt aus und peitschte sie mit Ochsensehnen, um sich an den Zuckungen der grausam Misshandelten zu ergötzen. Der rothe Schrecken hatte doch mitunter vor weiblicher Schönheit und Opferfreudigkeit, vor der heldischen Liebe einer Gattin, einer Tochter, einer Schwester die Mordfaust gesenkt. Die Septembermörder von 1792, die Mörder in Lumpen, die Mörder um Taglohn, sie hatten inmitten des sie umnebelnden Blutdampfes ein menschliches Regen und Rühren empfunden, als die Tochter des Herrn von Sombreuil sich schützend vor ihren Vater stellte, und hatten der Flehenden das Leben des Greises geschenkt. Den gleichen Triumph kindlichen Heroismus hatten dieselben „Schwielenfäuste“ auch der

Tochter Cazotte's bewilligt. Selbst die rasende Horde Marats war in ein Gemurre der Entrüstung ausgebrochen, als der Henker die Ruchlosigkeit begangen hatte, die jungfräuliche Wange von Charlotte Corday's abgeschlagenem Haupte durch einen Backenstreich zu beschimpfen. Der weiße Schrecken aber in seinem Wüthen für Thron und Altar kannte kein Erbarmen, weder mit Mann noch Weib noch Kind, weder mit den Lebenden noch mit den Todten. Die Mörder in Sammetwesten und seidenen Strümpfen waren über alle menschlichen Regungen hinweg. Sonst hätten sie nicht eines Tages ein fünfzehnjähriges Mädchen, welches sich schluchzend auf den Leichnam seines von ihnen erwürgten Vaters warf, weggerissen, nackt ausgezogen und durchgepeitscht. Sonst auch hätten sie nicht zu Isle, in der Nachbarschaft von Avignon, einer Frau den Arm abgehauen, welchen sie ausstreckte, um ihren unter den Dolchen der Mörder zusammensinkenden Gatten zu stützen und zu schützen.

Der rothe Schrecken hatte sich im Revolutionstribunal eine gesetzliche Organisation gegeben. Der weiße Schrecken verachtete und verschmähte solche Formalitäten und organisirte sich kurzweg in Form von Mörderbanden. Diese führten die Namen „Kinder der Sonne“ oder „Gesellen der Sonne“ (enfants ou compagnons du soleil) und „Genossenschaften Jesu“ (compagnies de Jésus). Ob in der letzteren Bezeichnung eine Beziehung zum Jesuitenorden liegen sollte, ist nicht klar, kann aber doch nicht so ganz unwahrscheinlich erscheinen, falls man erwägt, daß der weiße Schrecken ganz deutlich auf die Restauration des Ancien Régime abzielte. In zeitgenössischen Berichten wird jedoch sehr bestimmt hervorgehoben, daß die Benamsung „Genossenschaften Jesu“ nur irrthümlicher Weise zu einer gäng und gäben geworden sei. Denn der eigentliche und ursprüngliche Name der zu Banden gescharten Rückschrittler habe „Gesellen Jehu's“ gelautet, in Erinnerung an jenen König in Israel, welchen der Prophet Elisa gesalbt hatte unter der Bedingung, daß er das Haus Ahab und die Balspriester ausrotten müßte.

Die Gesellen der Sonne nun und die Gesellen Jehu's,

durch Gemeinsamkeit der Anschauungen, Interessen und Wünsche verbunden, bündisch gegliedert, mittels Zeichen und Losungen eng aneinander geschlossen, schwammen lustig in der trüben Flut der Anarchie, welche sich nach dem 9. Thermidor über Frankreich ergossen hatte. Die Regierungsmaschine, wie sie der Konvent sich gezimmert, war freilich noch vorhanden; allein der energische Impuls, welcher dieselbe während des rothen Schreckens gelenkt und im Gange erhalten hatte, war dahin und so lotterte und lahmte sie denn kläglich. Um so mehr, da die auch zur thermidorischen Zeit, wie früher, in die Provinzen gesandten Konventskommissäre an manchen Orten unter dem Vorgeben, die Ueberreste des Jakobinismus zu bekämpfen, mit der royalistisch-bourbonischen Reaktion geheim oder offen gemeinschaftliche Sache machten. Daher kam es, daß von Lyon an abwärts im ganzen Südosten von Frankreich der bündisch organisirte weiße Schrecken für eine Weile die einzige thatsächliche Macht und Gewalt gewesen ist. In diesen Gegenden galt Jakobinismus und Republikanismus für schlechthin einerlei, und maßen der von den Thermidoriern beherrschte Konvent allenthalben massenhafte Verhaftungen über den „Schweif Robespierre's" verhängt hatte, so strotzten die Gefängnisse von Opfern, welche dem Mordstahle der royalistischen Rückschrittsfanatiker schutzlos preisgegeben waren.

3.

Man hat Mühe, selbst angesichts unanfechtbarster Zeugnisse, an den Kynismus zu glauben, womit die Herrschaft des Mordes für Thron und Altar sich aufthat. Lyon, damals wie heute ein Lieblingssitz der Finsterniß, ging voran. Die Jesuiten und Sonnengesellen trugen hier als Partei- und Erkennungszeichen eine weiße Hutschnur, in Erwartung einer baldigen Wiederaufpflanzung der weißen

Fahne. Die Stadt wimmelte von Emigranten, welche, auf die Lässigkeit oder das heimliche Einverständniß der Thermidorier rechnend, zurückgekehrt waren und in die Mordbanden sich einreihten. Es ist ganz falsch, zu behaupten oder zu glauben, die Schlächtereien seien nur das Resultat eines ersten und unwiderstehlichen Rachereizes aufseiten der Royalisten gewesen. Im Gegentheil, sie waren eine systematisch gegen die Republikaner organisirte Bartholomäusnacht.

Daraus erklärt es sich auch, daß unter den Opfern so viele Männer sich befanden, welche dem rothen Schrecken mit standhafter Energie entgegengewirkt und die Bestrafung rother Schreckensmänner angeregt und durchgesetzt hatten. Ein recht auffallendes Beispiel hiervon war der an dem Bürger Redon vollbrachte Mord, an demselben Redon, welcher einer der Richter gewesen, die über das Scheusal Carrier den Todesspruch gefällt hatten. Er begegnete einer Rotte Jehuiten. „Du bist kein Terrorist — schrieen sie ihn an — du bist ein ehrlicher Mann; aber du bist ein Republikaner!“ Und damit erwürgten sie ihn.

In den letzten Tagen des Aprils und in den ersten des Mai von 1795 waltete der weiße Schrecken schrankenlos in Lyon. Sonnengesellen und Jehuiten durchstürmten die Straßen und machten jeden und jede nieder, die ihnen missfielen; nämlich die „Mathevons“ und „Mathevonnes“, welchen Spitznamen man den Republikanern und Republikanerinnen gegeben hatte. Man sah erwürgte Frauen auf den Schwellen ihrer eigenen Häuser liegen. Mitunter ließen sich die Mörder herbei, die Leichname ihrer Schlachtopfer aufzuheben und in die Rhone oder Saone zu werfen. Das Geräusch, welches die ins Wasser fallenden Leichen verursachten, wurde mit der lachenden Bemerkung begleitet: „Wieder ein Mathevon weniger!“ Royalistische Damen waren eifrig dabei, die „goldene Jugend“ zum Mordgeschäft anzueifern; die frommen, d. h. alten und hässlichen citirten zu diesem Zwecke alttestamentliche Blutverse, die jungen hübschen und galanten verhießen Schäferstunden. In Folge solcher Reizungen waren die royalistischen Stutzer gegen jede Regung

von Erbarmen gestählt. Als die Sonnengesellen eines Tages durch die Straßen paradirten, ließ eine siebzigjährige Frau die harmlose Bemerkung fallen: „Die Muscadins haben eine flotte Tournüre“ — und sogleich packten sechs „Muscadins“ die arme Greisin, schleppten sie zur Saonebrücke, schlugen ihr den Schädel ein und warfen sie in den Fluß.

Der Hauptmordtag in Lyon und Umgebung war der 5. Mai. Die Jehuiten ordneten sich in drei Banden, welche drei mit angeblichen Terroristen und Terroristinnen angefüllte Gefängnisse, des Recluses, Saint-Joseph und das zu Roanne, zu Zielen nahmen. Die Gefängnisse wurden erstürmt und sechsundachtzig Gefangene abgeschlachtet, worunter sechs Frauen. Eine siebente warf sich, als die Streiter für Thron und Altar das Gefängniß anzündeten, um etwaigen Widerstand der Schlachtopfer kurz abzuthun, mit ihrem Kind an der Brust von der Zinne eines Thurmes in die Flammen.

Aber thaten denn die Behörden gar nichts zur Sühnung dieses Gräuels? Doch! Die Mörder wurden der Form halber zu Roanne vor Gericht gestellt, aber mit Glanz freigesprochen. Sie hielten dann einen Triumpheinzug in Lyon, wobei schöne Damen ihren Weg mit Blumen bestreuten, und am Abend wurden sie hierauf im Theater förmlich bekränzt. „Rufen wir doch“ — hieß es während dieser Orgie — „den kleinen Kapet zum König aus. So wird Lyon die Hauptstadt des Königreichs werden.“

Und die thermidorischen Konventskommissäre, sie sahen das alles unthätig so mit an? Freilich, und nicht nur das, sondern sie ermunterten und ermuthigten sogar mittelbar oder unmittelbar den mordlustigen Rückschritt. Einer derselben, Chambon, schrieb am 10. Mai aus Marseille an den Konvent: „Wie seufze ich über die Langsamkeit der gerichtlichen Förmlichkeiten! Die Verschleppung der (gegen die verhafteten Republikaner angestrengten) Processe verwirrt die bestgesinnten Leute. Thut doch einen Generalschlag (frappez donc un coup général)!“ Nun, der

„Wächter des Gesetzes“ sollte nicht länger auf solche von ihm geforderte Generalschläge zu warten haben. Sie geschahen unter seinen eigenen Augen und unter denen seiner beiden Kollegen Cadroy und Isnard.

An demselben 10. Mai, an welchem Chambon über die „Langsamkeit der gerichtlichen Förmlichkeiten“ seufzte, machte sich eine Bande von Jehuiten und Sonnenburschen aus Marseille nach dem fünf Stunden entfernten Aix auf, mit dem laut ausgesprochenen Entschlusse, die dortigen mit „Jakobinern“ angefüllten Gefängnisse zu säubern („purger“). Die Mörder marschirten zu Fuße, wesshalb es den Herren Chambon, Cadroy und Isnard leicht gewesen wäre, dieselben mittels Inmarschsetzung von Reiterei, welche sie in Marseille zur Hand hatten, zu überholen. Allein die Herren Thermidorier, mit deren Herrschaft ja, wie die „korrekte“ Geschichtelüge lautet, die Menschlichkeit in Frankreich wieder zur Geltung kam, dachten gar nicht daran, Leuten, welche die beseufzenswerthe „Langsamkeit der gerichtlichen Förmlichkeiten“ etwas beschleunigen wollten, ein Hinderniß in den Weg zu legen. So „purgirten“ denn die Gesellschaftsretter von damals am 11. Mai von 1795 zu Aix tüchtig darauf los. Das mörderische Trauerspiel zerfiel in zwei Akte. Im ersten wurden 29 Gefangene abgeschlachtet, im zweiten 44, worunter 2 Frauen. Die eine derselben Madame Fassy, stillte gerade ihr vier Monate altes Kind, als die ritterlichen Kämpen für Thron und Altar in das Gefängniß drangen. Man entreißt ihr den Säugling, streckt sie mit einem Pistolenschuß nieder, zerstampft das Kind vor den Augen der sterbenden Mutter und reißt dann die noch Athmende förmlich in Stücke. Einem der Gefangenen gab die Todesangst den gescheiden Einfall ein, den Mördern zuzuschreien: „Ich bin kein Republikaner, sondern ein Falschmünzer!“ Er wurde geschont. Der Häuptling der Jehuiten bei dieser Unternehmung, ein gewisser Rolland, erfreute sich des vertrauten Umgangs mit dem Konventskommissäre Chambon, speiste an dessen Tafel und fuhr in dessen Wagen.

Aehnliche Schlächtereien wie in Lyon und Aix fanden

statt in Avignon, in Nimes, in Ile, in Sisteron, in Toulon, in Montélimart, in Saint-Etienne, in Montbrisson, in Bourg, in Lons-le-Saulnier und anderwärts.

Ausgezeichnet aber durch grausame Ausklügelung war das Verfahren der Mordbuben am 24. Mai zu Tarascon. Nachdem sie in dem Gefängnißthurm, welcher auf einem hohen Uferfelsen der Rhone stand, der gefangenen Republikaner sich bemächtigt hatten, wollten sie sich mit der bloßen Abschlachtung derselben nicht begnügen, sondern noch dazu ein Schauspiel geben und genießen. Zur Bequemlichkeit der Zuschauer waren längs der Straße, welche von Tarascon nach Beaucaire führt, Stühle und Bänke hingestellt und bald besetzt, insbesondere von Priestern und sonstigen Frommen. Dies geschehen, wurden 24 Gefangene, einer nach dem andern, von den Zinnen des Thurmes auf die Felsen am Stromufer herabgestürzt, und wenn die Glieder der Unglücklichen an den Klippen und Zacken zerrissen und zerschellten, brachen die Zuschauer in kanibalische Beifallsbezeugungen aus.

Die Behörden der Stadt nannten den ganzen Gräuel in ihrem amtlichen Bericht einen verdrüßlichen Vorgang („un fâcheux événement“), bei welchem jedoch nur 24 Gefangene zu Grunde gegangen seien („s'est borné à la perte de vingtquatre prisonniers“). Dies war geradezu ein Wink für den weißen Schrecken, das Versäumte nachzuholen. Er that es, indem er am 20. Juni abermals in Tarascon „arbeitete“ und noch weitere 23 Gefangene mordete, worunter 2 Frauen.

4.

Fünfzehn Tage zuvor, am 5. Juni, hatte der Mord für Thron und Altar zu Marseille im großen Stile gearbeitet.

Hier war der Pintenwirth Robin der General der Jehuiten und Sonnenkinder, welche zu dem Kommandanten des Fort Saint-Jean und zu dessen Sekretär in vertrauten Beziehungen standen. Der Kommandant hieß Pagès, der Sekretär Manoly. Beide waren als leidenschaftliche Gegenrevoluzer bekannt. Dessenungeachtet und obgleich man allgemein wusste, daß die Jehuiten das Leben der politischen Gefangenen bedrohten, womit das Fort angefüllt war, ließ der Konventskommissär Cadroy die genannten beiden Herren in ihren Stellungen, als wollte er der Mordrotte die Wege möglichst ebnen. Sie zögerte daher nicht, dieselben zu betreten. Um 8 Uhr Abends am bezeichneten Junitage waren die Sonnenburschen im Fort Saint-Jean und an der „Arbeit“, nachdem der Kommandant dafür gesorgt hatte, die Gefangenen ja recht vollständig wehrlos zu machen, indem er ihre Kleider durchsuchen und ihnen sogar die Federmesser und Nägelscheeren wegnehmen ließ.

Es saßen damals, noch von der rothen Schreckenszeit her, auch zwei Prinzen im Fort Saint-Jean gefangen: der Herzog von Montpensier und der Graf von Beaujolais, Söhne des Duc d'Orléans-Egalité. Sie waren vom Fenster ihres Gefängnisses aus Ohrenzeugen und zum Theil auch Augenzeugen der gräßlichen Schlächterei. Montpensier hat in seinen Memoiren schaudernd davon erzählt. Er bezeugt ausdrücklich, daß die Jehuiten lauter gut und modisch gekleidete junge Männer gewesen seien, und er konnte sich dieselben aus nächster Nähe ansehen, da ihrer ein Dutzend in die Kerkerzelle der Brüder eindrang, um daselbst den Kommandanten und dessen Sekretär zu verwahren, die sich zum Scheine hatten gefangen nehmen lassen. Die gefangenen und zum Tode bestimmten Republikaner waren in verschiedenen Abtheilungen in die Kasematten des Fort eingepfercht. „Wir hörten — erzählt der Sohn Egalité's — die Pforte eines der Kerker im zweiten Hofe einschlagen und sofort vernahmen wir Rufe des Entsetzens und herzzerreißendes Geröchel, übertönt von wildem Freudengejauchze, so daß uns das Blut in den Adern erstarrte.“

In der ersten Kasematte, welche sie erbrochen hatten, schlachteten die ritterlichen Kämpen für König und Kirche 25 Gefangene ab. Es muß eine wahre Höllenbreughel-Scene gewesen sein, dieses beim Geflacker von etlichen Fackeln unter der düsteren Wölbung der Kasematte vollbrachte Gewürge. Das beklagenswertheste Opfer war ein blutjunger Mann, welcher, in der Armee an der Gränze für sein Vaterland fechtend, mit Urlaub nach Marseille geeilt war, um seinen gefangenen Vater zu besuchen, und sich nun zu dieser Unglücksstunde gerade bei diesem befand. Die Mörder erschlugen den Greis erst, nachdem sie ihm den Sohn in den Armen erdolcht hatten.

Zwei volle Stunden wirthschaftete die Mordbande ganz nach Belieben in den Räumen von Saint-Jean. Und wo war und was that derweil Monsieur Cadroy, der Repräsentant des thermidorischen „Regiments der Menschlichkeit?“ Er ging harmlos und friedsam in den Straßen von Marseille spazieren. Noch mehr, er hatte dem Platzkommandanten der Stadt, welcher Generalmarsch schlagen und eine Kompagnie Grenadiere zum Schutze der Gefangenen in das Fort hinaufschicken wollte, beides untersagt.

Um 7 Uhr Abends brüllten in Saint-Jean Kanonen. Die Jehuiten waren daran, mit Kartätschen durch die Thoröffnung eines der Gefängnisse zu feuern. Auch warfen und schoben sie, wie der Herzog von Montpensier meldet, Packete angezündeten Schwefels und Bündel entflammten Strohs durch die Luftlöcher der Kasematten, um die unglücklichen Insassen zu ersticken.

Endlich, um 8½ Uhr, erschien Cadroy, welchem der Platzkommandant der Stadt keine Ruhe mehr gelassen hatte, mit seinen beiden soeben aus Toulon angelangten Kollegen Chambon und Isnard im Fort, d. h. zunächst vor der Zugbrücke, welche die Jehuiten aufgezogen hatten. Als sie, von einer ausreichenden Anzahl von Grenadieren und Husaren gefolgt, befahlen, daß die Zugbrücke niedergelassen werden sollte, und der Ruf: „Da sind die Volksrepräsentanten!“ erscholl, schrie einer der Sonnenburschen: „Ich kümmere

mich den Teufel um sie! Kommt, Kameraden, an's Geschäft! Wir werden bald damit zu Rande sein."

Derweil wurde doch die Zugbrücke niedergelassen und die Konventsdeputirten betraten die blutdampfende Mordstätte. Dem Berichte von Montpensier zufolge hätten sie es gethan mit dem an die Mordbuben gerichteten Zuruf: „Im Namen des Gesetzes, lasst ab von dieser gräfslichen Schlächterei! Hört auf, euch einem gehässigen Rachegefühle hinzugeben!" Allein es ist mit Betonung anzumerken, daß der Prinz diesen Umstand nicht als Augen- oder vielmehr Ohrenzeuge, sondern nur vom Hörensagen meldet. Dagegen ist durch aktenmäßig festgestellte Zeugenaussagen eine erdrückende Wucht von Schuld auf Cadroy's Haupt gehäuft. Als der thermidorische Konventskommissär den innern Hof des Fort betrat, wo die Kantine sich befand und das Würgegeschäft noch immer fortging, rief er den Mördern zu: „Was macht ihr für einen Lärm? Könnt ihr, was ihr thut, nicht geräuschlos thun? Hört auf, zu schießen! Das verursacht Aufsehen und bringt die Stadt in Alarm." Dann trat er in die Kantine mit den Worten: „Sonnenkinder, ich bin an eurer Spitze; ich werde, wenn es sein muß, mit euch sterben. Aber hattet ihr nicht hinlänglich Zeit zu eurer Arbeit? Hört jetzt auf! Es ist genug." Die Jehuiten umringten ihn, wilde Proteste hervorschreiend. Da sagte er: „Nun wohl, ich gehe. Thut euer Werk!" Gerade so hatte der Chef der Thermidorier, Schuft Tallien, als Sekretär der „Kommune" vordem zu den Septembermördern von 1792 gesprochen.

Selbstverständlich sind die Verüber der Gräuel im Fort Saint-Jean unbelästigt und unbestraft geblieben. Der mit den Konventskommissären in das Fort gekommene Kommandant Le Cesne hat bezeugt, daß seine Grenadiere, empört über das Gräßliche, was sie mitansehen mussten, verschiedene der Schlächter ergriffen, daß aber Cadroy dieselben sofort eigenhändig befreite. Am Schlusse der Blutorgie wurden dann freilich 14 Jehuiten gefangengenommen, aber schon zwei Tage darauf wieder freigelassen. Das am 6. Juni

aufgenommene Protokoll zählte 88 Ermordete mit Namen auf. Die Gesammtzahl derselben betrug aber nahezu 200. Sehr viele Leichname waren, weil halb oder ganz verkohlt, gar nicht wieder zu erkennen. Auch hier, wie anderwärts hatte der Mord keinen Unterschied zwischen Männern und Frauen gemacht. Etliche Tage nach der Schlächterei sagte ein Jehuit zu einem der noch am Leben gebliebenen Gefangenen: „Ich habe ein Ohr deiner Frau in meiner Dose. Willst du es sehen?“

So der Blick von den massenhaften Metzeleien entsetzt sich abkehrt, begegnen ihm anderwärts zur Zeit, wo der weiße Schrecken an der Tagesordnung war, mörderische Einzelfälle, die unsern Schauder ins Unerträgliche steigern. Um so mehr, da mit der schnödesten Unmenschlichkeit eine wahrhaft englisch-anglikanische Heuchelei sich verband. Die Reden, die Journale, die Edikte der Thermidorier überflossen von Gerechtigkeit und Milde; alle modischen Damen trugen nach dem Vorgange von Talliens Maitresse, Therese Cabarrus, Gerechtigkeitsmieder („corsets à la justice“) und Menschlichkeitshauben („bonnets à l'humanité“): aber derweil machte der thermidorische Rückschritt sich einen Spaß daraus, seine Opfer nicht selten mit einem satanischen Raffinement der Grausamkeit zu Tode zu quälen.

Es kamen damals in den Gefängnissen Scenen vor, wie sie Ugolino in der Hölle des Dante erzählt. In Sisteron marterten die Jehuiten den Bürger Bryssand eine ganze Nacht hindurch, bevor sie ihn am Ufer der Durance in Stücke hieben. Zu Moingt ward einem achtzigjährigen Greise der Schädel mittels Kieselsteinen langsam zu Brei zerrieben. In Saint-Etienne schlugen die Sonnenkinder eines ihrer Opfer an's Kreuz. Den Bürger Brasseau begruben sie lebendig .... Die Gesammtsumme der vom thermidorischen Rückschritt Vernichteten genau oder auch nur annähernd genau anzugeben, ist keine Möglichkeit vorhanden. In der Provence allein belief sie sich in die Tausende.

Also hat der weiße Schrecken für Thron und Altar gearbeitet. „Der Zweck heiligt die Mittel“, wisst ihr? und

für Kirche und König ist alles nicht nur erlaubt, sondern auch geboten. Zwar hat ein vonseiten der bekannten frommen und loyalen „Respektabilität“ seines Heimatlandes verfehmter Dichterlord in dem genialsten seiner Strafgedichte den Zornschrei ausgestoßen:

„Each brute hath its nature, a king's is to reign;
To reign! in that word see, ye ages, comprised
The cause of the curses all annals contain“ . . .

allein was kümmert sich eine jetzo endlich mit Glanz zum Durchbruch gekommene „Realpolitik“, für welche es nur noch eine „Logik der Thatsachen“ gibt, um derartige oder um Poesie überhaupt? Keinen Pfifferling. Kann sie doch mit voller Wahrheit sagen: Die Menschen verstehen nicht gerecht zu sein und die Völker wollen nicht frei sein; darum wird, wie die Welt durch das Gesetz der Schwere, die Gesellschaft nur durch das Gesetz der Gewalt zusammengehalten. Phantasten, Pharisäer und Philistäer sind über das berühmte „Macht geht vor Recht!“ in lärmendes Entsetzen ausgebrochen und doch war dieses Wort das ehrlichste, welches seit Jahrhunderten einem Machthaber über die Lippen gegangen. Ja, Macht geht vor Recht. So war es immer, so ist es überall, so wird es allzeit sein. Mag die gute alte Amme Phantasia mit der rosenrothen Brille auf der Nase immerhin das ganze Register einer Zukunftspoesie herorgeln, welche von der Umwandelung der Rechtschimäre zur kosmopolitischen Thatsache zu singen und zu sagen weiß, die Geschichte kann auf die Frage: Wird das Recht jemals der Macht vorgehen? nur mit ruhiger Unerbittlichkeit antworten: Nein!

Wir „armen Ideologen“, wir „närrischen Principienreiter“ verblenden uns demnach keineswegs über „die gemeine Wirklichkeit der Dinge“. Diese Wirklichkeit rückt uns ja mit der ganzen Wucht ihrer Gemeinheit Tag für Tag und Stunde für Stunde nahe genug auf den Leib, daß wir sie sehen, fühlen, schmecken und greifen können und müssen. Und dennoch, oh, all' ihr guten, besseren und besten

„Ambubaiarum collegia, pharmacopolae,
Mendici, mimae, balatrones, hoc genus omne!“

sind wir der Meinung, daß ein anstößigstes Wort unserer Sprache, das Wort, welches mit einem H anfängt und mit einem tt aufhört, jetzo überflüssig geworden sei, weil dasselbe durch das gleichbedeutende „Realpolitiker“ vollständig ersetzt werde. Ja, dennoch! Aber wir muthen euch deßhalb keineswegs zu, ebenfalls „Principienreiter“ zu werden. Wissen wir doch, daß ihr, falls ihr überhaupt reitet, es nur thut, um desto schneller von einem Lager ins andere, von einer Fahne zur anderen gelangen zu können. Ah, ihr seid geschwinde Leute, ihr! Ihr steht Morgens mit der Konstitution auf und geht Abends mit der Despotie zu Bette, von wegen lauter Realpolitik. Ihr schwärmtet vorgestern für die „breiteste demokratische Basis“, ihr entzücktet euch gestern über die Nationalschützenjoppe des Koburgers, ihr nationalvereinelt heute für „das gute Recht“ des Augustenburgers und ihr küßt morgen die Kürassirstiefeln Bismarcks; denn „die Politik — sagt ihr — ist die Wissenschaft des Möglichen“, zu Deutsch: des Sichmöglichmachens. Fahrt fort, diese Wissenschaft zu pflegen; es ist euer Beruf. Der unsrige ist, die Fahne der armen Idealpolitik vor der Schmach zu bewahren, von Lakaienfüßen in den Koth des „Möglichen“ gestampft zu werden, und, wenn ihr, gemein auf die Gemeinheit spekulirend, der urtheilslosen Menge eure Rechtfertigungen und Lobpreisungen des Cäsarismus vorlitaneit, immer wieder mit der unbequemen Mahnung dazwischenzufahren, daß das Sterben eines Cato und Vercingetorix trotz alledem und alledem edler gewesen als das Leben Cäsars.

Doch warum und wofür sich ereifern? spottkichert Hagia Eironeia, welche in unseren Tagen, gerade wie sie es in Tagen des Horaz gethan, jedwedem Pathos auf die Fersen tritt und über die Schultern guckt. Wofür sich ereifern? Etwa für die „rudis indigestaque moles“ von Volk, für den unzuverlässigen, wandelbaren, gedankenlosen großen Haufen, welcher sich von jedem frechen Schwindler bethören und von jedem kecken Cäsar tyrannisiren läßt?

Wahrhaftig, das wäre der Mühe werth! Oder darum sich ereifern, weil — wie das ja immer so war, ist und sein wird — die Thoren von den Schelmen genasführt werden? Wohl bekomm' es ihnen! Ihr anderen, Mitglieder der fast unsichtbar klein gewordenen Gemeinde von Idealgläubigen, habt ja immer noch die tröstliche Gabe, an meiner Hand hoch über diesen Stalldunstkreis euch emporheben zu können, in die heiteren Regionen, von wo herab gesehen das Gekrappel und Gezappel des Ameisenhaufens Menschheit in bunthumoristischen Farben spielt.

Und so sei es, holde Trösterin. Ein Narr, der gegen den Strom zu schwimmen versucht! Warum war der Vercingetorix so lächerlich halsstarrig, mit dem Eroberer seines Landes nicht bei Zeiten ein Kompromiß zu schließen? Er hätte dann, statt in der Tiefe des kapitolinischen Felsens erdrosselt zu werden, als römischer Pensionär auf einer Villa zu Tibur oder Bajä noch lange ein vergnügliches Leben führen können. Was aber den „steifleinenen Pedanten" Cato betrifft, bah, warum hat er sich in Utika todtgestochen, statt sich vom großmüthigen Cäsar zum geheimen oder geheimsten Hofrath machen zu lassen? Vivant die Cäsaren! Es lebe die Realpolitik! Hoch das Millionarium! Freut euch des Lebens, weil noch der Humbug blüht! Sind wir nicht ungeheuer vorgeschritten? Wissen wir nicht alles oder doch beinahe alles? Sind wir, Dank unseren Naturwissenschaften und unserer Technik, nicht auf einer solchen sublimen Höhe der Kultur und Humanität angelangt, daß wir von Tag zu Tag mörderische Mordwaffen zu erfinden vermögen? Ist unsere Volkswirthschaftslehre nicht so wundervoll wissenschaftlich entwickelt, daß sie demnächst mit Leichtigkeit das sociale Problem lösen, d. h. ganz Europa in eine Kaserne verwandeln und Millionen und wieder Millionen von Soldaten drillen und von Zeit zu Zeit — alles in majorem civilisationis gloriam — einander zerfleischen lassen wird? Wie diese Aussicht unsere Jugend begeistern muß! Aber was da „begeistern"? Zeitwidriges, unpraktisches, geradezu strafbares Wort! Alsogleich streicht es aus dem Wörterbuch

der Realpolitik! Dadrinnen stehen ganz andere, unendlich viel klügere und praktischere Dinge. Wie hat der gute Giusti in seinem Meistercanto vom Realpolitiker („gingillino“) gesungen?

„Die Wetterwendigkeit und Gaunerei,
Die Habsucht, Feigheit und Betrügerei
Und noch so allerlei
Lehrschwestern, als da sind die Schlechtigkeit
Und Niederträchtigkeit,
Die, allzumal dem Dienst des Staats geweiht,
Die lieben Söhnlein in die Lehre nehmen,
Daß sie zu Zaum und Zügel sich bequemen“. . .

Ja, die genannten lieben Lehrschwestern sie wissen, was zeitgemäß erziehen heißt. Sie verstehen den Begeisterungskitzel, welcher bekanntlich die jugendliche Unerfahrenheit zu allerhand Thorheit verführt, bei Zeiten auszutreiben. Sie machen die jungen Leute, noch bevor ihnen der Bart sprosst, praktisch und realpolitisch, so praktisch und realpolitisch wie jenen verständigen Jüngling, von welchem in der Schweiz die heitere Heldensage geht, er habe schon Anno 1847, als seine Kommilitonen sich zu der Idealpolitik verstiegen, eine Freischar bilden und gegen die Jesuiten und Jesuiterlinge zu Felde ziehen zu wollen, diesen Antrag vom Standpunkte der Realpolitik aus bekämpft und beseitigt durch den ganz richtigen Einwurf, im Kriege würde in der Regel geschossen; da wäre es also immerhin eine Möglichkeit, daß der eine oder andere von ihnen todtgeschossen werden könnte und damit zugleich das von den Eltern auf seine Ausbildung verwandte Kapital sammt Zinsen in die Brüche ginge. Solche Mutii Scävolä müssen wir haben; die stehen auf der Höhe der Zeit. Darum pfui über die altmodischen Rumpelkammerstücke Poesie, Enthusiasmus, Gesinnungstreue, Charakterfestigkeit, Konsequenz und dergleichen Nichtsnutzigkeiten mehr! Denn, wackere Jugend, der Weisheit letzter Schluß ist:

„Spann' ins Geschirre dich
Nur für's Reale!
Und nie verirre dich
Ins Ideale!“

Fichte.

Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt.
Uhland.

1.

„Fichte heißt dieser Mann, dem selbst seine entschiedensten Widersacher nichts nachzusagen wissen, was den leisesten Flecken auf seinen Charakter würfe, sondern über den das ganze unterrichtete Deutschland sich längst vereint hat, daß er die Redlichkeit und Reinheit selbst war. Es verlohnt sich wohl, über diesen Mann noch einige Worte zu sagen" ... So eine deutsche Zeitung im September von 1822, als jene riesige Giftspinne, im Neste der Heiligen Allianz ausgebrütet und genannt „Mainzer Centraluntersuchungskommission", das Andenken des großen Todten in die Maschen ihres schmutztriefenden Netzes zu verstricken gewagt hatte.

Ja, wohl lohnte es sich damals, zu einer Zeit stupidboshafter Brutalität von oben und knechtisch-feiger Erschlaffung von unten, der Mühe, wieder an einen Gelehrten zu erinnern, der nicht nur ein solcher, sondern auch ein Mann gewesen war, ein Charakter vom edelsten Metall, in jeder Beziehung einer der besten Männer deutscher Nation und wahrlich nicht im Sinne der „besten" Männer, d. h. Unmänner von 1848. Auch heutzutage, wo die Charakterlosigkeit als anerkanntes Zubehör „praktischer" Lebensweis-

heit sich breitmacht und Flitterphrasen den Mangel an Gesinnungstreue und Muth bemänteln müssen, dürfte es wieder der Mühe sich lohnen, an einen Mann vom Schlage Fichte's zu erinnern. Liegt doch im Anschauen solcher vom Hauche des Ideals „umwitterter“ Gestalten etwas die moralische Atmosphäre Reinigendes, etwas Stärkendes und Erhebendes ...

Jedermann weiß, daß die Geschlechtsregister der großen Menschen nicht im „Almanac de Gotha“ zu suchen sind. Es ist Ausnahme, nicht Regel, wenn auf den sogenannten „Höhen der Gesellschaft“ ein tüchtiger, geschweige ein um eines Hauptes Länge über seine Zeitgenossen wegragender Mann aufwächst. Eher noch gedeihen dort bedeutende Frauen, welche Thatsache Jean Paul in seiner Art geistvoll bezeugt hat, indem er sagte: „In die Nester der höheren Stände steige ich eben nur der Frauen wegen hinauf, die da, wie bei den Raubvögeln, größer sind als die Männchen.“ Nicht die Gunst, sondern vielmehr die Ungunst der Verhältnisse ist der Hammer, welcher den Mann schmiedet. Die Kinder des Glückes und nun gar vollends die „im Purpur geborenen“ erfahren nur selten oder nie jenen schmerzlichen, aber heilsamen Druck der Noth, welcher die Muskeln der Seele stählt und ihre Federkraft erhöht. Ja, die „große Meisterin“, die Noth, sie ist es, welche den kategorischen Imperativ der Pflicht lehrt und willensstarke Charaktere bildet. Man braucht fürwahr kein Schmeichler der Menge zu sein, um Herders Ausspruch, daß alles wahrhaft Gute und Große nur aus dem Volke komme, als vollkommen gerechtfertigt anzuerkennen. Freilich, der Unterschied zwischen Volk und Pöbel, welchen nur Thoren leugnen können, ist hierbei scharf zu beachten und zu betonen. Aus dem Pöbel ist noch kein Prophet aufgestanden, aus dem Volke gingen sie alle hervor, vom Zimmermann von Nazareth an bis herab auf Rousseau und Schiller.

Im Dorfe Rammenau in der Oberlausitz wurde am 19. Mai 1762 dem Bandweber Christian Fichte ein Sohn geboren, Johann Gottlieb Fichte, der zu einem stillen, träu-

merischen, nachdenklichen Knaben heranwuchs, nicht eben besondere, glänzende Fähigkeiten verrieth und in keiner Weise zu den „Wunderkindern“ gehörte, aus welchen gewöhnlich nur sehr ordinäre Menschen werden. Man sagt, ein uralter Großoheim habe dem Kinde in der Wiege einen weitklingenden Namen prophezeit. Gewiß jedoch ist, daß in dem weichen, gern einsam durch Flur und Wald schweifenden, die Blicke träumerisch-sehnsüchtig in die Ferne wendenden Jungen niemand den Mann von unbeugsamem Willen, den tapfersten der Philosophen ahnen konnte. Aber im Feuer der Widerwärtigkeit und auf dem Amboß der Armuth härtet sich edles Metall, während unedles da allerdings zerrinnt und zerstiebt.

Es war keine Aussicht vorhanden, daß der junge Johann Gottlieb dermaleinst in der Welt einen andern Platz würde einnehmen können als den an einem der Webstühle, die unter dem Dache seines Vaterhauses klapperten, und möglich, wahrscheinlich sogar ist es, daß er an diesem Platze das, was die Menschen so „Glück“ nennen, besser gefunden hätte, als er es anderwärts fand. „Bene vixit, qui bene latuit“. Allein schattengleich-flüchtig und namenlos über die Erde hinzustreichen und in einem stillumfriedeten Winkel das eigene kleine Glück zu bauen, ist solchen nicht gegönnt, welche „Adler im Haupte tragen“. Zwar ist er, wie gesagt, kein Wunderkind gewesen, doch mitunter blitzte plötzlich ein Funkenschlag des Genius aus der Seele des Weberjungen.

Da war aber ein Ortspfarrer, welchem das nicht entging, und der würdige Mann begann nicht nur den Knaben zu unterrichten, sondern lenkte auch die Aufmerksamkeit eines wohlwollenden Edelmanns, des Freiherrn von Miltitz, auf denselben. Die Güte dieses Gönners erschloß unserem Johann Gottlieb die wissenschaftliche Laufbahn; denn des Freiherrn Fürsorge machte es möglich, daß sein junger Schützling die Stadtschule zu Meißen, dann das Gymnasium zu Schulpforta und zu Michalis 1780 die Universität Jena beziehen konnte, zunächst in der Absicht, Theologie zu studiren. Da jedoch unser der Gottesgelahrtheit Beflissener

mit der schon damals ihm eigenen Energie daran ging, das Glauben mit dem Wissen, die Offenbarung mit der Vernunft in Einklang zu bringen oder, wie er sagte, sich eine „haltbare Dogmatik“ zu schaffen, so ging es mit seinem Theologismus erst langsam, dann rascher und rascher bergab. Eine „haltbare Dogmatik!“ Wo denn wäre die zu finden, wenn nicht im Nebelheim der absoluten Gedankenlosigkeit?

Auf diesem Boden sich anzusiedeln war Fichte nicht gemacht. In Wahrheit, er hatte die Linksschwenkung von der Theologie zur Philosophie bereits vollzogen, während er noch von dem idyllischen Glück eines dorfpastorlichen Daseins träumte. Träumen war sonst zu dieser Zeit, wo der Jüngling sein philosophisches Talent in die strenge Schule Spinoza's gab, nicht eben mehr seine Sache. Aber seine Lage in der Gegenwart war so, daß man begreift, wie er zu seinem Trost ein Zukunftsidyll der erwähnten Art sich ausmalen mochte. Denn zu den inneren Bedrängnissen des Strebenden, der unter hartem Ringen zwischen Glauben und Zweifel den Kern seiner nachmaligen Philosophie, die freie Selbstbestimmung, in seiner Seele reifen fühlte, traten äußere hinzu, da der gütige Freiherr von Miltitz inzwischen gestorben war. Von jetzt an hat der junge Fichte lange Jahre sein Brot und zwar häufig im herbsten Wortsinne das trockene Brot dem Leben abkämpfen müssen. Das Ergebniß dieses Kampfes war jene herrliche Mannhaftigkeit, welche wir an Fichte so sehr zu bewundern und leider an so vielen Gelehrten so sehr zu vermissen haben. Es gab von jeher und gibt noch heute in Deutschland eine Menge von armen und bitterarmen Studenten- und Kandidatenexistenzen; aber kaum dürfte eine zweite mit solcher Kraft, mit solchem Stolze sogar getragen worden sein, wie Fichte die seine trug.

2.

Zu den geplagtesten Sterblichen damaliger Zeit gehörten die Hauslehrer, welche bei dem kläglichen Zustande der öffentlichen Schulen viel nöthiger und viel zahlreicher waren als später. Wen nicht etwa, was freilich häufig genug der Fall, eine angeborene und lakaienhaft entwickelte Gemeinheit darüber hinwegbrachte, der konnte in einem solchen Magisterdasein den Unterschied von Ideal und Wirklichkeit in seiner bittersten Schroffheit kennen lernen. Es war dies auch Fichte's Loos; denn vom Jahre 1784 an that er in verschiedenen sächsischen Familien Hauslehrerdienste. Er machte aber auf dieser Laufbahn kein Glück. Seine „Orthodoxie" d. h. Nichtorthodoxie erregte „höheren Ortes" Bedenken und war er nicht der Mann, welcher wie Thümmels Magister Sebaldus vorkommenden Falles dazu sich hergegeben hätte, ein abgetragenes Kammermädchen zu heirathen. Im Jahre 1788 finden wir unsern angehenden Philosophen in einem elenden Dachkämmerchen zu Leipzig, ohne Stelle, ohne Aussicht, am Hungertuche nagend. In dieser Noth ward ihm durch den vielverdienten Steuereinnehmer Weiße, den „Kinderfreund", eine Hauslehrerstelle in Zürich angetragen und im August desselben Jahres machte sich Fichte zu Fuß auf den Weg nach der Schweiz.

In dem an der alten Limmatbrücke gelegenen Gasthofe „Zum Schwert", damals und noch etliche vierzig Jahre lang nachher der erste Zürichs, hat Fichte die Kinder des Besitzer Ott, einen Knaben und ein Mädchen, unterrichtet und nebenbei, weil dies nöthig, auch die Mutter seiner Zöglinge erzogen. Vorübungen zur Schriftstellerei füllten die kärglich zugemessenen Mußestunden des Hauslehrers, der sich zugleich auch wieder als Kandidat der Theologie sehen und hören ließ, da ihm Lavaters Verwendung den Zutritt zur Kanzel im Münster eröffnete. Auch in der Gemeinde Flaach und an sonstigen Orten des Kantons hat er etlichemale gepredigt und es wurden seinen Kanzelreden die Hauptmerkmale seiner

späteren akademischen Vorträge nachgerühmt, Klarheit und Kraft.

Fichte's damaliges Leben war nicht ohne geselliges Behagen. Zürich hat vor den meisten übrigen Schweizerstädten allzeit durch ein lebhafteres Interesse für die geistige Regung und Bewegung sich hervorgethan. Im 18. Jahrhundert ist die Stadt sogar, wie männiglich weiß, eine Weile lang einer der vortretendsten Mittelpunkte deutscher Kulturentwickelung gewesen. Einige bedeutsame, selbst an's Pikante streifende Kapitel unserer Literaturgeschichte spielten in Zürich. Auf der Höhe über dem „Hirschgraben", welche jetzt vom Prachtbau des eidgenössischen Polytechnikums gekrönt wird, stand und steht noch heute das Haus, welches der gute alte Bodmer bewohnte und in welches am 23. Juli 1750 der fünfundzwanzigjährige Klopstock als heißersehnter und hochwillkommener Gast eintrat. Aus den Fenstern des wohlmeinenden, wenn auch mehr als billig wässerigen Literaturpatriarchen genoß der Messiassänger des ersten entzückenden Ausblickes auf die „Traubengestade" des See's und auf den firnschneeschimmernden Hochalpenkranz. Wenige Tage darauf hatte jene Fahrt nach der „Au" statt, welche, von Klopstock in einer seiner schönsten Oden („Der Zürichsee") verewigt, unbedingt eine der anmuthigsten Episoden der Sittengeschichte des Jahrhunderts ausmacht. Zwei Jahre später war auch Wieland Bodmers Gast und das lebhafte gesellige Getriebe, in welches er während seines Aufenthalts in Zürich verwickelt wurde, hat zweifelsohne mitgewirkt, den nachmaligen deutschen Ariost und Lukian von der seraphischen Schwindel- und Schwarmgeisterei, an welcher er damals noch krankte, zu heilen. Später, in der „Sturm- und Drangperiode" zog Lavater, der es bekanntlich liebte, seine christliche Rechtgläubigkeit mit Kraftgenialität wunderlichst zu verquicken, mittels der außerordentlichen Anziehungskraft seiner Persönlichkeit manchen Stürmer und Dränger zeitweilig nach seiner Vaterstadt. Es kam der echte Titan Göthe, es kamen auch die beiden Pseudotitanen, die Stolberge. Mit den letzteren, welche ihr bißchen Kraft und

Jugendfeuer in allerhand burschikosen Auslassungen vertollten, hatte Sankt Lavatus seine unliebe Noth. Man zeigt noch jetzt die Stelle hinter dem „Sihlhölzli", wo der Gute die Bauern von Wiedikon nur mit Mühe abhielt, die gräflichen Dioskuren, welche nach genommenem Bade in griechisch-bakchantischer Nacktheit am Flußufer umherpäanten, auf gut „züribieterisch" Mores zu lehren.

Zur Zeit, als Fichte in Zürich hauslehrte, war freilich der Most seraphischer sowohl als kraftgenialischer Ueberschwänglichkeit daselbst bereits nicht so fast zu Wein als vielmehr zu Essig geworden. Indessen hatte sich doch immer noch ein Kreis von Männern erhalten, — Lavater, Pfenninger, Tobler, Steinbrüchel, Hottinger — deren Umgang für Fichte anziehend und anregend sein musste. Geradezu geschickbestimmend für ihn aber ward es, daß er durch Lavater in das Haus des „Wagemeisters" Rahn eingeführt wurde. Rahn hatte Klopstocks Schwester Johanna geheiratet und von dieser i. J. 1758 eine Tochter erhalten, Johanna Maria, welche Fichte's Gattin werden sollte — eine jener Gelehrten-Frauen, nicht gelehrten Frauen, wie sie zum Glück in den Lebensgeschichten deutscher Geisteshelden nicht selten vorkommen.

Wieland, Voß, Schiller, Jean Paul, Fichte erfuhren die ganze Segensfülle solcher Hausfräulichkeit, während ein guter Theil der geistigen und sittlichen Verlotterung, um nicht zu sagen Verluderung der Romantiker sicherlich ihrem sehr zweideutigen oder vielmehr unzweideutig-frivolen Verhältniß zu den Frauen auf Rechnung zu setzen ist. Man weiß ja sattsam, wie die Herren Schlegel, Schelling, Werner, Brentano zu den Weibern — welches Wort hier recht absichtlich statt des Wortes Frauen gewählt ist — sich stellten, und gewiß heißt auch die Wurzel von gar vielem Unerquicklichen in Göthe's späterem Leben Christiane Vulpius ... Fichte's Herzensbund mit Johanna Maria Rahn war übrigens nicht das Resultat heftiger Erregung. „Beide — so erzählt Fichte's Sohn — schon in einem Alter, wo leidenschaftliche Verblendung ernste Gemüther nicht mehr täuscht

und verwirrt, gründeten ein Verhältniß, das, durch genauere Kenntniß und innigere Achtung immer tiefer sich befestigend, endlich für das ganze Leben geschlossen wurde."

Zu Ostern 1790 lös'te Fichte seine Beziehungen zu Herrn Ott. Er war der Hauslehrerei gründlich überdrüssig geworden, gerieth aber auf den bei seiner ganzen Charakteranlage höchst sonderbaren Gedanken, eine Stelle als Prinzenerzieher oder als Vorleser am Hofe zu suchen. Daß sein wahrer Beruf der eines akademischen Lehrers sei, scheint er damals noch gar nicht geahnt zu haben. Außerdem gehörte es ja zu den Lieblingstendenzen der Epoche, durch persönliche Einwirkung auf die vornehmen Kreise den zeitbewegenden Ideen Bahn zu brechen. Die guten idealgläubigen Menschenkinder oder Kindermenschen von damals!

3.

Ueber Stuttgart und Frankfurt in sein Heimatland Sachsen zurückgegangen, schrieb Fichte im Mai 1790 von Leipzig aus an Lavater, daß seine vorhin erwähnten Pläne keine Aussicht auf Verwirklichung hätten und er daher mit schriftstellerischen Arbeiten sich durchzubringen werde versuchen müssen. Eine traurige Nothwendigkeit, zumal Fichte eine eigentliche produktive Natur niemals gewesen ist. Sein Talent war ein sprödes, brüchiges; er arbeitete sehr langsam und ruckweise, es wäre denn, daß, wie mitunter geschah, die mächtig in ihm schaffenden Gedanken in einem plötzlichen Ausbruche sich entluden. Wie arm er damals war, erkennt man, wenn er sich bei seiner Braut entschuldigt, daß er jetzt nicht die Mittel habe, sein ihr versprochenes Portrait machen zu lassen. Er musste sich sein kärgliches Brot durch Privatunterricht erwerben, welchen er Studenten ertheilte. Einen hat er in die kantische Philosophie „eingepaukt" und

„dies war — schrieb er an seine Braut — die Gelegenheit, die mich zum Studium derselben veranlasste". Dieses Studium Kants ist für Fichte unberechenbar wichtig geworden. Auch er wurde also, wie alle die Guten und Besten der Zeit, in den gewaltigen Gedankenkreis des großen Sehers gezogen, welcher eine ganz andere Berechtigung hat, der „Magus im Norden" zu heißen, als Germaniens Oberkonfusionsrath Hamann. An der Philosophie des Weisen von Königsberg bildete Fichte's eigene sich empor, die folgerichtigste Gestaltung des deutschen Idealismus, die kühnste Manifestation des germanischen Princips der freien Persönlichkeit, aber zugleich auch die strengste Zusammenfassung der Forderungen germanischer Sittlichkeit. Fichte's Philosophie war, um das gleich hier zu sagen, eine Ergänzung zu Schillers Poesie. Beide lehrten und forderten die Freiheit des Individuums, aber beide forderten und förderten auch die Weiterbildung der Deutschen von freien Menschen zu freien Staatsbürgern.

Im Frühling von 1791 war Fichte entschlossen, nach Zürich zurückzugehen, um sich mit seiner Verlobten zu verbinden. Allein wie bisher so ziemlich alle seine Pläne, scheiterte auch dieser und zwar an dem Umstand, daß Johanna's Vater gerade damals sein Vermögen durch den Bankerott eines Bankhauses verlor. Erst später konnte ein Theil desselben gerettet oder wiedererlangt werden. So reis'te denn Fichte zu Ende Aprils nicht südwärts, sondern ostwärts, um eine ihm angebotene Erzieherstelle im Hause des Grafen von P. in Warschau anzutreten. Unterwegs hatte er zu Bischofswerda eine Zusammenkunft mit seinem Vater und es charakterisirt ihn vortrefflich und schön, wenn er in sein Reisetagebuch schrieb: „Der gute, brave, herzliche Vater! Mache mich, Gott, zu einem so guten, ehrlichen und rechtschaffenen Mann und nimm mir alle meine Weisheit, und ich habe immer gewonnen." Dieses Reisetagebuch ist übrigens sehr beachtenswerth, voll Anschaulichkeit und Leben. Es beweis't sehr hübsch, wie treu und frisch der Mann, welcher der kühnste aller Abstraktoren, der sicherste aller spekulativen

Wolkenwandler gewesen ist, trotzdem des Lebens Wirklichkeiten aufzufassen verstand.

Die Reise nach Warschau jedoch erwies sich als ein Fehlgang, sowie Fichte in den Palast des Grafen von P. getreten war und diesem Herrn und Madame sich vorgestellt hatte. Der gegenseitige Eindruck war ein „unvortheilhafter". Der ernste, gediegene, aber dabei deutschviereckige Fichte und die französisch lackirte polnische Frivolität von damals, wie passten die zusammen? Gar nicht. Für den polnischen Adel war zu jener Zeit der nächste beste französische Windbeutel der beste, d. h. der wahlverwandteste und willkommenste Pädagog. Man weiß ja, welches Glück pariser Frisierer und Barbierer, Tanzlehrer und Köche damals und noch lange nachher in der polnischen wie in der russischen Hauptstadt als Erziehungskünstler gemacht haben. Das Verhältniß Fichte's zur sarmatischen Welt löſ'te sich demnach, noch bevor es wirklich begonnen hatte, und er pilgerte von Warschau gen Königsberg, weil es ihn drängte, Kants persönliche Bekanntschaft zu machen. In Königsberg angelangt, setzte er sich hin, um sich selber einen Empfehlungsbrief an den berühmten Mann zu schreiben: — eine „Kritik aller Offenbarungen", eine Arbeit, mit deren Veröffentlichung Fichte in der philosophischen Welt sich ankündigte. Kant nahm diesen Empfehlungsbrief und dessen Schreiber „mit ausgezeichneter Güte" auf und auch außerdem gewann sich Fichte in Königsberg rasch warme Freunde, deren Empfehlung ihm eine Erzieherstelle im Hause des in der Nähe von Danzig begüterten Grafen von Krokow verschafften. Also abermals Hauslehrer! Aber diesmal wenigstens unter anständigen Bedingungen und in einer Familie, welche seinen Werth zu schätzen verstand.

Unterdessen wurde der „Versuch einer Kritik aller Offenbarungen" bei Hartung in Königsberg gedruckt und die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Kreise, welche damals durch die kantische Philosophie so hoch bewegt waren, lenkte sich auf die zuerst anonym erschienene Schrift. Man hielt Kant selber für den Verfasser, bis der große Denker mittels

einer Erklärung in der Allgemeinen Literaturzeitung Fichte als Autor nannte und diesen damit so zu sagen dem gelehrten Publikum vorstellte. Es begannen hiermit für Fichte die vielen Leiden und wenigen Freuden deutscher Autorschaft und literarischer Berühmtheit. Auch das orthodoxe Halloh der Ketzerriecher begann sofort, wie das ganz folgerichtig immer geschieht, so oft ein Stück Wahrheit in die Welt tritt.

Im Sommer von 1793 treffen wir unsern jetzt schon ehrenhaft genannten Philosophen abermals in Zürich, wo die Verhältnisse im Hause seiner Braut sich wieder so leidlich günstig gestaltet hatten, daß Hochzeit gemacht werden konnte. Sie wurde am 22. Oktober in Baden bei Zürich wirklich gefeiert und Lavater gab den Neuvermählten auf ihren Flitterwochenausflug in die welsche Schweiz den Denkspruch mit:

„Kraft und Demuth vereint wirkt nie vergängliche Freuden,
Lieb' im Bunde mit Licht erzeugt unsterbliche Kinder.“

Auf dieser Fahrt machte Fichte die Bekanntschaft und gewann die Freundschaft von Baggesen und Fernow und er führte, nach Zürich zurückgekehrt, die beiden den See hinauf nach Richterswyl zu Pestalozzi. Der Schöpfer des unübertroffenen Volksbuches von Lienhard und Gertrud, der große Reformator der Volkserziehung, neben Ulrich Zwingli der beste und größte Mann, welchen die Schweiz hervorgebracht hat, war damals, wenig oder gar nicht beachtet, mit Vorübungen auf sein Lebenswerk beschäftigt, — nach einer brieflichen Aeußerung Fernows „ein Mann zwischen 40 und 50, häßlich und blatternarbig von Gesicht, simpel in seiner Kleidung und in seinem Aeußern wie ein Landmann, aber so voll Gefühl, wie ich wenig Menschen kenne, und dabei voll trefflicher praktischer Philosophie.“

4.

Zunächst in glücklicher Muße im Hause seines Schwiegervaters lebend, brachte Fichte, auf der Grundlage der kantischen Philosophie weiterbauend, den Um- und Aufriß seines eigenen philosophischen Systems, wie dasselbe in der „Wissenschaftslehre“ (1794) zuerst hervortrat, mehr und mehr in sich zur Klarheit und Reife. Auch trug er, der Bitte Lavaters und mehrerer Freunde entsprechend, denselben einen vollständigen Kursus der Lehre Kants vor. Wie bedeutend Fichte schon damals als philosophischer Lehrer auf seine Zuhörer wirkte, bezeugen verschiedene enthusiastisch-dankbare schriftliche Aeußerungen Sankti Lavati, der freilich, nebenbei gesagt, kaum imstande war, den eigentlichen Kern von Kants oder Fichte's Spekulation zu erfassen.

Neben diesen Arbeiten betheiligte sich unser Philosoph, dessen ganzes Wesen ja auf die That, auf das Handeln, auf die Bethätigung menschlicher Kraft im Staatsleben gestellt war, unmittelbar an dem großen Kampfe der Zeit, indem er, unbeirrt durch das wüthende Geheul der reaktionären Meute über die Ausschreitungen der französischen Staatsumwälzung, seine „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution“ schrieb, sowie seine „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europa's, die sie bisher unterdrückten“. Fichte gehörte bekanntlich zu den wenigen, sehr wenigen deutschen Gelehrten und Literaten, welche die Nothwendigkeit der Revolution und ihren Entwickelungsgang wirklich und wahrhaft begriffen, während z. B. Göthe über die höfische und Schiller über die gemüthliche Anschauung dieser weltgeschichtlichen Tragödie niemals hinausgekommen sind. Natürlich gelangte Fichte zu dem Ruf eines Demokraten, und wie nachtheilig dieser Ruf später vielfach auf sein äußeres Glück wirken musste, ist leicht zu ermessen, da ja auch heutzutage noch, von Junkern und Pfaffen gar nicht zu sprechen, allen liberalen Simsenläufern und parlamen-

tarischen Seilgauklern das Wort Demokrat graulich macht, weil dasselbe die Vorschrittsidee aus der Sphäre des bloßen Kokettirens und Spiegelfechtens auf das Feld des Ernstmachens hinüberrückt.

So viel war klar, Fichte hatte nicht die kleinste Ader weder von einem Hofrath, noch von einem, der es werden wollte. Aber zum Ruhme der deutschen Regierungen von damals muß gesagt werden, daß es wenigstens da und dort eine gab, welche bei Berufungen akademischer Lehrer das Vorhandensein der Hofrathsader nicht als conditio sine qua non statuirte. Zu Ausgang des Jahres 1793 erhielt nämlich Fichte einen Ruf nach Jena als Professor „supernumerarius“ der Philosophie an die Stelle des nach Kiel berufenen Reinhold. Daß er den Ruf annahm, erregte in Jena bei männiglich große Freude, nur nicht beim dortigen Professor „numerarius“ der Philosophie. Wie weltbekannt, sind die professores ordinarii philosophiae in der Regel wirklich sehr ordentliche, d. h. ordinäre Philosophen, welche Grund haben, die Konkurrenz der außerordentlichen zu fürchten. Der liebe akademische Brotneid, auch in diesem Falle, wie gewöhnlich, das arg verschlissene und nothdürftig zusammengeplätzte Mäntelchen orthodoxer Wissenschaftlichkeit umhängend, machte demnach unserem Fichte schon vor dessen Ankunft den Krieg, in welchem aber nicht er zu kurz kam.

Sein Auftreten in Jena, wo er im Mai 1794 seine Vorträge eröffnete, war überhaupt ein sieghaftes. Seine Persönlichkeit eroberte sich überall guten Stand und gewichtige Geltung. Nicht so bald wieder hat in einem Manne die geistige Potenz auch äußerlich so mächtig sich dargestellt. Denn Fichte's leibliche Erscheinung ist an und für sich keineswegs eine ansehnliche gewesen. Von Wuchs mehr unter als über Mittelgröße, war er von untersetzter, muskulöser Gestalt. Aus dem scharfmarkirten, charaktervollen, adlernasigen Gesicht leuchtete unter buschigen Brauen hervor das intensive Feuer dunkler Augen. Schritt und Gang prägten die Festigkeit und Entschiedenheit seines

Wesens aus. Nicht minder verkündigte der stolze, gebieterische Klang und Ausdruck seiner Stimme und Sprechweise einen unbeugsamen Willen. Es war etwas Imponirendes, etwas im besten Sinne Cäsarisches in dem Manne, dessen Wirkung auf die akademische Jugend sofort sich bemerkbar machte.

Die Universität Jena hatte, wie bekannt, zu jener Zeit gerade ihre Glanzperiode angetreten und Fichte's Lehrthätigkeit trug zur Erhöhung dieses Glanzes nicht wenig bei. Die kleine Stadt an der Saale war damals in Wahrheit bis zum Ende des Jahrhunderts Deutschlands geistige Hauptstadt, wohin nicht nur aus allen deutschen, sondern so ziemlich aus allen europäischen Ländern die Musenjünger strömten. Fichte behagte sich in seiner erfolgreichen Wirksamkeit um so mehr, als er in dem freundschaftlichen Entgegenkommen von Männern wie Wieland, Göthe und Schiller eine kompetente Schätzung und werthvolle Anerkennung seines Talents und seines Eifers erkennen musste. Ein scharfer Beobachter von des Mannes damaligem Gehaben und Gebaren, Forberg, hat dieses Bild davon entworfen: — „Der Grundzug von Fichte's Charakter ist die höchste Ehrlichkeit. Ein solcher Charakter weiß aber gewöhnlich wenig von Delikatesse und Feinheit. In seinen Schriften kommen auch wenige eigentlich schöne Stellen vor, sein Trefflichstes hat immer den Charakter der Größe und Stärke. Auch spricht er eben nicht schön, aber alle seine Worte haben Gewicht. Sein Vortrag rauscht daher wie ein Gewitter, das sich seines Feuers in einzelnen Schlägen entladet. Fichte's Auge ist strafend und sein Gang ist trotzig. Er ist wirklich gesonnen, durch seine Philosophie auf die Welt zu wirken. Bei jeder Gelegenheit schärft er ein, daß Handeln! Handeln! die Bestimmung des Menschen sei."

Ein Mann und Lehrer dieses Schlages war ganz dazu angethan, allem, was er für thöricht und schlecht ansah, rücksichtslos zu Leibe zu gehen. So stieß sich denn seine bis zum Rigorismus gehende sittliche Energie an dem damaligen studentischen Ordenswesen, in welchem er die

Wurzel aller akademischen Uebel sah. Er wollte diese Wurzel durchschneiden und zwar zunächst mittels einer Reihe von Vorträgen über „die Bestimmung des Gelehrten“, die er später nach einem erweiterten Plane hielt und zwar, weil nur an diesem Tage dazu Raum und Zeit war, am Sonntag. Das war nun der Pfaffheit gerade recht, welche dem kühnen Denker, der nicht an das Kredo von Nikäa glaubte und — schrecklich zu sagen! — noch dazu im Geruche des Demokratismus stand, schon lange auf den Dienst gelauert hatte. Flugs ging eine Denunciation nach Weimar, daß Fichte „die bisherige gottesdienstliche Verfassung untergraben wollte“ — und damit begann die Hatz, welche unsern Philosophen richtig aus Jena weghetzte.

Es ist eine trübsälige Geschichte. Die Dunkelmänner schlugen gegen Fichte Lärm in Weimar, in Dresden und an allen den übrigen sächsischen Höfen. Auch gelang es ihnen, einen Theil der Studentenschaft gegen ihn zu verhetzen, obgleich die Macht seines Wortes so groß gewesen, daß beim Beginne dieser Wirrsale die Mitglieder der drei zu Jena bestehenden Orden dem verehrten Lehrer feierlich hatten erklären lassen, sie wären ihm zu Liebe bereit, ihre Verbindungen aufzulösen. Nun kam noch zu alledem ein weiterer Umstand hinzu, welchen Fichte's Feinde — „viel' Feind' viel' Ehr'“ — zu benützen sich beeilten. Er veröffentlichte nämlich in seinem gemeinschaftlich mit Niethammer herausgegebenen philosophischen Journal seinen Aufsatz: „Ueber die Gründe unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung“ — und hierauf basirten seine Feinde eine Anklage auf Atheismus, so geschickt agirend, daß der dresdener Hof, obskur im Superlativ, wie er war, diese Anklage zu seiner Sache machte und in Weimar drohende Schritte that. Fichte ließ gegen alle diese unsauberen Zettelungen eine „Appellation an das Publikum“ ausgehen, worin er klar darthat und unumwunden aussprach, daß nicht sein wirklicher oder angeblicher Atheismus der Grund der Anklage sei, sondern vielmehr sein „Demokratismus“, der Geist der Freiheit und Selbstständigkeit,

zu welchem seine Philosophie erziehe. Natürlich wurde durch das Schwenken dieser rothen Wahrheitsfahne der Bulle des Obskurantismus, der Knechtschaffenheit und Verfolgungssucht so recht zur vollen Wuth aufgereizt, wodurch sich indessen die weimarer Regierung nicht von dem Versuch abbringen ließ, den Handel in einer Weise beizulegen, welche, wie sie glaubte, für Fichte so schonend als möglich wäre. Er sollte sich nur einen Verweis „wegen Unvorsichtigkeit" gefallen lassen. Allein der tapfere Denker, den Kampf für Geistes- und Lehrfreiheit mit Entschiedenheit durchfechtend, war nicht so einer, der einen Verweis hinnimmt, wo er von seinem Recht überzeugt ist. Er drang auf eine ehrenvolle Freisprechung von der gegen ihn erhobenen Anklage oder auf seinen Abschied. Den letztern erhielt er und zwar in ziemlich barscher Weise.

Man muß, um der weimarer Regierung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, unbedenklich zugestehen, daß in dem ganzen Handel Fichte's oben berührter Mangel an „Delikatesse und Feinheit" sehr sich bemerkbar gemacht hat. Aber trotzdem war er doch ganz unzweifelhaft in seinem Recht und darum ist es schmerzlich, sagen zu müssen, daß Göthe und Schiller in dieser Angelegenheit keineswegs sich benommen haben, wie sie gesollt hätten. Göthe's vornehmer Quietismus macht freilich das lässig-bedauernde Achselzucken erklärlich, womit er dem Ausgang der Sache zusah. Die Verehrer Schillers aber müssen lebhaft wünschen, daß derselbe den, mildestens gesagt, sehr unschillerischen Brief, worin er sich am 14. Juni 1799 gegen Göthe über Fichte's „Unklugheit" und „inkorrigible Schiefheiten" ausließ, nicht geschrieben haben möchte. Hier geziemte sich fürwahr nicht nörgelnde, fast schadenfrohe Wiederholung feindseligen Klatsches, sondern mannhaft-herzliche Theilnahme.

5.

Mit der Wegweisung aus Jena bedroht und vom Fürsten von Rudolstadt, in dessen „Staaten" er eine Zuflucht suchen wollte, abschlägig beschieden, ging Fichte im Juli von 1799 auf Gerathewohl nach Berlin, wohin er Frau und Kind — es war ihm zu Jena ein Sohn geboren worden — nachkommen ließ, als seinem Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt kein Hinderniß in den Weg gelegt wurde und seine Existenz daselbst mehr sich befestigt hatte. Es gereicht Friedrich Wilhelm dem Dritten, welcher damals noch nicht, wie später geschah, in Leuten wie Kamptz, Schmalz und Tzschoppe die Stützen von Thron und Altar erblickte, zu nicht geringer Ehre, daß er, nicht im Sinne der Bischoffswerder-Wöllnerei, sondern im Geiste seines großen Großoheims dem verfolgten, auch in Berlin bereits gehörig angeschwärzten Denker den Aufenthalt in seiner Hauptstadt gestattete und zwar mit den Worten: „Ist es wahr, daß Fichte mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag das der liebe Gott selber mit ihm ausmachen. Mir thut das nichts."

Fichte's Sohn hat in der Biographie seines Vaters mit Grund bemerkt, daß die Uebersiedelung desselben nach Berlin auch „innerlich einen wichtigen Abschnitt" im Leben des Mannes bezeichnete. Die Richtung seines Philosophirens auf praktische Ziele blieb dieselbe, ja sie erhöhte sich sogar noch, wie wir sehen werden; allein sein System erfuhr eine völlige Erneuerung und Umbildung, dadurch nämlich, daß er in demselben, wie früher die sittliche, jetzt die religiöse Weltanschauung zur Geltung zu bringen suchte. Daß übrigens die Religiosität Fichte's eine lichte und helle war und blieb, ist selbstverständlich. Dieser Kopf war nicht dazu organisirt, sich à la Schelling mystisch benebeln zu lassen oder auch als mystisch benebelt sich anzustellen. Ohne eine amtliche Stellung zu besitzen, hatte Fichte in Berlin für seine privatlichen Vorträge bald eine zahlreiche Zu-

hörerschaft gewonnen. Die vorragendsten Männer der damaligen berliner Gesellschaft besuchten sein Auditorium, welches für eine Weile auch das Kuriosum darbot, daß daselbst die Todfeinde August Wilhelm Schlegel und August Kotzebue friedsam neben einander saßen, während sie draußen die tiefsten Skandalkloaken der literarischen Polemik aufwühlten, um Stinktöpfe, überschrieben „Der hyperboreische Esel“ und „Ehren- und Triumphpforte Kotzebue's“, einander an die Köpfe zu werfen. Fichte erkannte, daß sich ihm auf dem Boden der Hauptstadt Preußens eine bedeutende Wirksamkeit eröffnete; er fühlte, daß er hier eine Mission zu vollziehen habe. In diesem Bewusstsein trug er tapfer, wie er ja all sein Schicksal getragen hat, die Ungewissheit und Unsicherheit seiner Existenz und schlug erst einen an ihn ergangenen Ruf nach Charkow in Russland und dann einen zweiten nach Landshut aus.

Zum Dank erhielt er auf Beyme's, Altensteins und Hardenbergs Betreiben die Bestallung als Professor der Philosophie an der (damals noch preußischen) Universität Erlangen und zwar mit der besonderen Begünstigung, nur im Sommersemester dort lesen zu müssen, den Winter dagegen in Berlin verbringen zu dürfen. Im Mai von 1805 trat er sein neues Lehramt an. Allein im Spätherbst des folgenden Jahres erfolgte die Schlacht bei Jena und mit ihr der Zusammensturz des Staates Friedrichs des Großen, an und in welchem von oben bis unten alles morsch und faul geworden war.

Nicht gewillt, es zu machen, wie es z. B. Johannes von Müller machte, d. h. dem übermüthigen Sieger so oder so sich zu unterwerfen und dann etwa nach Art des Genannten ein königlich westfälischer Figurant am Lenkseil bonaparte'scher Polizei zu werden, verließ Fichte vor dem Einrücken der Franzosen Berlin und begab sich nach Königsberg, von wo er am 4. Mai 1807 an seine in Berlin zurückgebliebene Frau, die ihm gemeldet hatte, daß Müller im Handumdrehen sich zum Napoleon bekehrt habe, gegen welchen er kurz zuvor so heftig deklamirt hatte, und von

dem Empereur zu Gnaden angenommen worden sei, die Worte schrieb: „Müller beneide ich nicht, sondern freue mich, daß mir die schmachvolle Ehre nicht zutheil geworden wie ihm; auch, daß ich frei geathmet, gedacht, geredet habe und meinen Nacken nie unter das Joch des Treibers gebogen“ . . . Er schiffte sich dann, da bei der trostlosen Lage Preußens nach dem Frieden von Tilsit kaum Raum zu gewünschter Wirksamkeit für ihn sich finden wollte, zu Memel nach Kopenhagen ein, wo seiner jedoch nur Enttäuschungen warteten. Um sich darüber, wie über den Kummer der Zeit, hinwegzuheben, studirte er in jenen trüben Tagen eifrigst das Erziehungssystem Pestalozzi's, ein Studium, aus welchem der große Gedanke der Begründung einer nationalen Erziehung des deutschen Volkes erwuchs, dem Fichte bald so beredsamen Ausdruck geben sollte.

Denn gegen das Ende des August von 1807 kehrte er nach Berlin zurück, wo damals das ruhmvoll-schwere Werk der Wiederschaffung des preußischen Staats an die Hand genommen wurde, ein Werk, welches zu kennzeichnen man nur Namen wie Stein und Scharnhorst zu nennen braucht. Sogar dem stumpfsten Verstande hatte das Unglück die Einsicht aufgedrungen, daß mittels der Junkerei, mittels jener Junkerei, welche vor dem französischen Gesandtschaftshôtel in Berlin säbelwetzend bramarbasirt, bei Auerstädt-Jena kommandirt, in Magdeburg, zu Prenzlau u. s. w. kapitulirt hatte, Preußen aus seiner tiefen Erniedrigung nicht wieder aufzurichten sei. Man musste sich schon bequemen, es ging schlechterdings nicht anders, man musste „den Geist anrufen in der Noth“. Der Geist ist aber ein gutmüthiger Gesell: er hilft auch solchen aus der Patsche, von welchen er sehr wohl weiß, daß sie ihn eben nur in der Noth anrufen, um ihn nachmals mit eherner Stirne wieder zu verleugnen.

6.

Noch im Laufe des unseligen Jahres 1807 fassten erleuchtete Patrioten den Plan der Gründung einer Hochschule zu Berlin ins Auge und Fichte arbeitete einen Entwurf aus, welcher den alten Universitätszopf, den mittelalterlichen Formalismus, alle den Kram und Plunder akademischen Chinesenthums beiseite warf. Allein dieser Plan ist selber beiseite geworfen worden, weil ja, wie bekannt, mit Steins von allen Verehrern und Ausnützern der alten Missbräuche mit Jubel begrüßter Entfernung vom Staatsruder die preußische Staatsreform überhaupt ihren energischen Trieb und Schwung gänzlich eingebüßt hat. Die berliner Universität wurde dann ganz in der hergebrachten Weise gestaltet und eingerichtet; da jedoch Lehrer wie Fichte an sie berufen wurden, so hat sie wenigstens in der ersten Zeit ihres Bestehens im reformistisch-patriotischen Sinne gewirkt.

Bevor ihm aber die Lehrthätigkeit an der neuen Hochschule eröffnet war, hatte Fichte, seinem innersten Herzensdrange folgend, eine Arbeit gethan, welche ohne Frage die weitaus beste seines Lebens gewesen ist. Denn im Winter von 1807—1808 hielt er im berliner Akademiegebäude seine „Reden an die deutsche Nation“.

Die preußische Hauptstadt war damals von den Franzosen besetzt. Alles lag chaotisch durcheinander. Schwer wie Blei wuchteten die Bestimmungen des Friedens von Tilsit auf dem niedergetretenen und ausgesogenen Lande. Da unternahm es der tapfere Denker, die verdüsterten Gemüther wieder hoffen zu lehren, die wie zerschmetterten Geister wieder aufzurichten und einem durch die Schuld seiner Regenten und mehr noch der „Privilegirten“ hinter der Zeit zurückgebliebenen und darum schmachvoll besiegten Volke [1]) die Zukunftsbahn zu weisen. Die alte Zeit ist

1) Die Königin Luise von Preußen schrieb bekanntlich im Früh-

todt; lasst uns eilen, sie zu bestatten. Die neue ist geboren, sie lebt; aber sie muß erzogen werden. Wodurch wird sie es? Durch eine völlige Umschaffung unserer Gesinnung, durch eine gänzliche Erneuerung der Volksstimmung durch alle Stände hindurch. Und wie diese Umschaffung, diese Erneuerung zuwegebringen? Mittels einer umfassenden Nationalerziehung, welche mit der spannkräftigsten sittlichen Energie durchzuführen ist.

Dies die Grundgedanken, welche Fichte in seinen berühmten Reden aufstellte und überzeugend ausführte. An die ganze Nation gerichtet, haben sie wenigstens auf den besseren Theil derselben gewirkt. Unbeirrt und ungeschreckt durch das Schlagen französischer Trommeln, welche draußen durch die Straßen von Berlin gingen, zeigte drinnen der begeisterte Redner dem preußischen, dem deutschen Volke den Weg, den es zu wandeln habe, um die übermüthigen Eroberer wieder aus Deutschland hinauszuwerfen. Aber nicht dies war das Muthvollste, daß Fichte angesichts der fremden Sieger so sprach, wie er gesprochen hat; sondern einen unendlich viel höheren Grad von Muth erforderte

---

jahr 1808 an ihren Vater: — „Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen musste, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeern Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten und desshalb überflügelte sie uns“ . . . . . . Es ist auch bekannt oder könnte und sollte es wenigstens sein, daß Friedrichs des Großen nach dem siebenjährigen Kriege unternommenen Reformversuche an der bornirten Selbstsucht des Junkerthums, dessen Anmaßlichkeit der König freilich selber mitgroßgezogen hatte, kläglich gescheitert sind. Insbesondere die auf Hebung der Landwirthschaft und der Bauerschaft gerichteten Versuche. Damit war aber, bei Lichte betrachtet, aller und jeder Vorschritt lahmgelegt. Wie konnte sich denn ein Staat gesund entwickeln, in welchem aller gekrönten Aufklärerei zum Trotz die bäuerliche Leibeigenschaft fortbestand? Bis zu seinem schmachvollen Bankerott von 1806 ist Preußen in der Barbarei des Feudalismus verharrt.

es, in jener Schmerz- und Schmachzeit noch an die Möglichkeit des Fortbestandes deutscher Nation zu glauben. Dieser Glaube ist durch Fichte's Reden so recht ein nationales Evangelium geworden.

Des Mannes ganzes Lehren und Wirken von 1807 bis 1813 war überhaupt dem großen Ziele zugewandt, der Befreiung und Wiedergeburt des Vaterlandes. Und das eben ist und bleibt Fichte's bester Ruhm, eine Philosophie der That verkündigt, mit in der Vorderreihe der Männer gestanden zu haben, welche die Erhebung Preußens gegen Napoleon anbahnten und vorbereiteten. Glücklich ist er zu preisen, daß es ihm beschieden war, die Zeit nicht mehr zu erleben, wo den vollberechtigten Erwartungen des edelsten Enthusiasmus die schmerzlichsten Enttäuschungen bereitet wurden.

Als Jahr und Tag der Erhebung gekommen waren, entließ Fichte mit begeisternden Worten seine Zuhörer in den Kampf. Er selbst ist, so darf man wohl sagen, ein Opfer desselben geworden, wenn er auch nicht auf der Walstatt gefallen. Wie damals so viele deutsche Frauen, hat sich nämlich auch die Gattin unseres Philosophen um das Vaterland wohlverdient gemacht mittels heldischer Mühwaltung in den Lazarethen. Nach fünfmonatlicher eifriger Erfüllung dieser Pflicht wurde sie vom Nervenfieber ergriffen, wie es die Lazarethatmosphäre auszubrüten pflegt. Nach heftigem Ringen mit dem Tode trat eine wohlthätige Krisis ein. Der Arzt benachrichtigte Fichte davon und dieser, von Freude überwältigt, neigte sich über die Kranke, um die Gerettete, ihm neu Geschenkte zu begrüßen. Wahrscheinlich hat sie ihm schuldlos in diesem Augenblicke den Keim der Krankheit mitgetheilt. Schon am Tage darauf war er leidend und rasch wuchs das Uebel so, daß keine Aussicht auf Rettung blieb.

Auf das Sterbelager des Trefflichen warf die Botschaft vom Rheinübergange Blüchers noch einen letzten hellen Freudenschein. Da hat des Kranken Seele noch einmal in patriotischer Begeisterung sich ergossen. Später

sprach er wenig mehr und unter dem wenigen das Wort: „Ich bedarf keiner Arznei mehr; ich fühle, daß ich genesen bin.“ Ob er damit die Genesung vom Leben meinte? In der Nacht des 27. Januars 1814 ist er dann gestorben, noch nicht ganz zweiundfünfzigjährig, in der Vollkraft des Geistes und auch des Körpers: sein Mund hatte noch keinen Zahn verloren und die Schwärze seines Haares spielte noch nicht ins Graue. So hat er denn, wie Göthe schön von Schiller sagt, als ganzer Mann gelebt und als ganzer Mann ist er von uns gegangen.

Auf dem Kirchhofe vor dem oranienburger Thor wurde der große Todte zur Ruhe gebracht und auf den Grabstein meißelten sie ihm das Prophetenwort: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne, immer und ewiglich.“

Es haben fürwahr ihrer nicht gar viele gelebt, deren Grab diese Inschrift so sehr verdiente wie das Grab von Johann Gottlieb Fichte.

Blücher.

Guten Vorwärtsschritt erhob er
Ueber Fluß und Berg und Thal,
Von der Oder, von dem Bober
Bis zur Elb' und bis zur Saal',
Und von dannen bis zum Rheine
Und von dannen bis zur Seine,
Marschall Vorwärts!
Marschall Vorwärts allzumal.

Rückert.

1.

Zu den vielen und großen Merkmalen des 18. Jahrhunderts gehört auch dieses, daß im genauen Verhältnisse zum Vorschritt der Epoche die Menschen sich vergrößerten und der so beispiellos über jene Zeit ausgegossene Reichthum von Genie, Ursprünglichkeit und Thatkraft zunahm. Die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts haben in dieser Beziehung geradezu nicht ihresgleichen. Ein ganz umgekehrtes Verhältniß weist unser eigenes Jahrhundert auf. In die Anfänge desselben wirkte die herrliche Triebkraft des 18. noch herüber; aber je mehr es vorschreitet, desto auffallender wird der Mangel an großartig angelegten Geistern und Charakteren, desto breiter macht sich die liebe Mittelmäßigkeit, und es ist leider alle Aussicht vorhanden, daß ein ausgeprägtes intellektuelles und sittliches Lilliputerthum das Ende vom Säculum der Klopfgeisterei und des Millionenschwindels kennzeichnen werde.

Unter den denkwürdigen Gestalten nun, welche aus dem vorigen Jahrhundert in das jetzige herübergeschritten sind und stralenden Glanzes in die Unsterblichkeit der kommenden Jahrhunderte eintreten werden, ist ohne Frage eine der eigenartigsten der Gebhart Lebrecht Blücher. Nichts weniger als ein Idealmensch — derartige „fehlerlose Ungeheuer“ gibt es überhaupt nur in der lyrischen Poesie, nicht in der Wirklichkeit — aber eine feste, wuchtig, unauslöschbar und unverschiebbar in der Weltgeschichte dastehende Figur, mit einem unverkennbaren olympischen Widerschein auf der schöngebildeten Stirne, mit echtem Seelenfeuer in den großen dunklen Augen, mit einem Zug um den festgeprägten Mund, welcher zu sagen scheint und sagen darf: Eine große Schuldigkeit war mir auferlegt und ich habe sie tüchtig gethan .... Was denn Besseres, als Großes tüchtig gethan zu haben, könnte ein Mensch sich selbst und könnte die Nachwelt ihm nachsagen? Höfische Schönfärberei mag ihre Palette mit Rauschgold und Katzensilber bedecken, um damit Scheingrößen eine Kinder oder Unwissende blendende Wichtigkeit anzukünsteln; aber der einzige Maßstab, womit wirkliche Größen würdig gemessen werden, ist die Wahrhaftigkeit. Er soll in Nachstehendem gehandhabt werden.

Anziehend und bedeutend wird die Persönlichkeit Blüchers zuvörderst dadurch, daß er sicherlich der einzige Mann gewesen, welcher in der Epoche Friedrichs des Großen seine Laufbahn begonnen und in die Geschichte der Epoche Napoleons mit vollster Thatkraft eingegriffen hat. Nur ein aus Kernholz geschnittener Mensch vermochte sich so lange in Trieb und Saft zu erhalten und Urtheilsfähige werden in dem Manne, von welchem der Franzosenkaiser sich und anderen vorlügen wollte, daß er nur ein „besoffener Husar“, in dem Mann, in welchem ein weltschmerzelnder Byron nichts sehen wollte als „einen Stein, über welchen Napoleon gestolpert“, schon um des angedeuteten Umstandes willen die genialisch angelegte Natur erkennen.

Schade freilich, sehr schade, daß der junge Blücher inmitten so hinterwäldlerisch roher und dürftiger Verhältnisse

aufwuchs, wie sie während seiner Knabenjahre in Mecklenburg und Pommern gewesen sind. Gedankenlose Romantiker zwar machen ein großes Geschrei von der „Naturwüchsigkeit“ Blüchers und preisen an ihm vor allem das, was sie das „Volksmäßige“ nennen. Ganz abgesehen von unserm Helden, ist aber das sogenannte Volksmäßige meist nichts als Unfreiheit, Aftergläubigkeit und Brutalität, und selbst einem Romantiker sollte so viel Denkvermögen zuzutrauen sein, daß er einsehen lernte, Naturwüchsigkeit im besten Sinne des Wortes leide durch Bildung und edle Sitte keineswegs Noth. Ich stehe nicht an, zu sagen, der leidige Umstand, daß Blüchers Erziehung eine so überaus mangelhafte und daß er genöthigt war, alles nur aus seiner allerdings stets reich und frisch quillenden Natur zu schöpfen, sei ein nationales Unglück gewesen. Der Beweis hierfür ist dieser: Preußen hat, das kann einem ernstlichen Zweifel gar nicht unterstellt werden, für die Befreiung Deutschlands und Europa's vom Napoleonismus nicht nur verhältnißmäßig, sondern unbedingt das Meiste gelitten und das Beste gethan. Der ihm zugefallene Siegespreis jedoch stand in gar keinem Verhältniß zu seinen Anstrengungen und Opfern. Die Sache Preußens war aber, was auch altbairische „Patrioten“ dazu sagen mögen, die Sache Deutschlands, welches dann auch, wie jedermann weiß, gleich Preußen um die Resultate der großen Kämpfe von 1813—1815 schmählich gebracht wurde. Nun wohl, hätte dies nicht verhindert werden können? Hätte der erste und hätte der zweite pariser Friedensschluß nicht ein wesentlich anderes Gesicht bekommen müssen, wenn gegenüber einem nach der Einnahme von Paris von talleyrand'schen Schlingen und krüdener'schen Gaukeleien umstrickten, eitelkeitstrunkenen Zaren Alexander, gegenüber einem bornirten und kraß britisch-selbstsüchtigen Castlereagh, gegenüber einem durch und durch widerdeutschen Metternich, gegenüber einem ängstlichen Erzhämorrhoidarius Knesebeck und einem schwachen, oberflächlichen Hardenberg der kerndeutsche Blücher nicht allein als ein gefeierter Marschall Vorwärts, sondern auch als durchgebildeter Welt- und Staatsmann da-

gestanden wäre? Was ein siegreicher General, welcher zugleich ein gebildeter, feiner und fester Politiker ist, in Zeiten, wie jene gewesen sind, alles vermag, das haben Wellingtons diplomatische Erfolge sattsam erwiesen. Daß auch Blücher, von den Umständen begünstigt, ein solcher Politiker hätte werden können, dafür zeugt sein scharfer und geschwinder Verstand und die außerordentlich große Dosis von Schlauheit, welche seinem Wesen beigemischt war. Aber während Wellington im Rathe der Monarchen und Diplomaten seinen Stand nahm und höchst erfolgreich behauptete, saß Blücher, so wie er nun einmal war, hemdärmelig im Palais Royal, pokulirend, hazardirend und husarisch auf das „infamigte Hundezeug von Federfuchsern und Diplomatikern" scheltend und fluchend, mittels welcher hinterpommerschen „Naturwüchsigkeit" freilich nicht verhindert werden konnte, daß Deutschlands Interessen denen des Auslandes und einheimisch-dynastischen Egoismen gewissenlos geopfert wurden.

2.

Mit dem Gesagten ist schon auf die Schlacken in dem guten Metall hingedeutet, aus welchem der Blücher gemacht war. In Wahrheit, die ordinär-soldatische Dreifaltigkeit: Wein, Weiber und Würfel, ist allzu sehr sein Glaubensbekenntniß gewesen, wenngleich betont werden muß, und zwar auf Grund unanfechtbarer Zeugnisse, daß er den Lockungen zu leichtfertigem Lebensgenuß niemals auf Kosten seiner Pflichterfüllung sich überließ. Die Wachtstubenatmosphäre seiner derben und lärmenden Vergnügungen hat die wahrhaft großen und edlen Züge in seinem Wesen nicht zu ersticken oder auch nur momentan zu schwächen vermocht, und es ist bewunderungswürdig, daß dieser Mann, dessen beklagenswerth unzulängliche Bildung ihn sein Leben lang zur Wissenschaft, Poesie und Kunst keine rechte Beziehung gewinnen

ließ, bis ins höchste Alter eine überraschende Fülle, Frische und Empfänglichkeit des Gefühls, eine geradezu poetische Seelenstimmung sich zu wahren gewusst hat. Das wird bei einem bloßen Vergnügling oder gar Wüstling niemals vorkommen und so wollen wir uns denn an den Schatten in dem Lichtbild des Helden weiter nicht stoßen. Wie in jeder bedeutenden Persönlichkeit, lagen eben auch in der blücher'schen die Gegensätze hart nebeneinander. Das Unvermittelte, Unausgeglichene derselben hat Arndt vortrefflich hervorgehoben, wenn er von Blüchers Gesicht sagte: „Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchem er sich ganz frisch und soldatisch mit jedem ergab, ihre Farben nicht wechselten: auf Stirn, Nase und in den Augen wohnten Götter, um Kinn und Mund trieben gewöhnliche Sterbliche ihr Spiel."

Mit der unvergänglich-jugendlichen Gemüthsfrische verband sich in dem Marschall Vorwärts eine von frühauf gehärtete und geübte Verstandesschärfe, eine schnelle und untrügliche Beobachtungsgabe, ein lebhaftester Sinn für das Wirkliche und Thatsächliche, ein scharfer Einblick in das Spiel der menschlichen Interessen und Leidenschaften. Er hat, wie mit Grund zu vermuthen ist, vielleicht sein Leben lang nie ein Buch ganz durchgeblättert: aber er verstand frühzeitig und übte fortwährend die schwierigere Kunst, das Buch des Lebens zu lesen, welches für so viele Bücherweise stets ein mit sieben Siegeln verschlossenes bleibt. Daher wusste er die Menschen zu nehmen, wie sie sind, und auch sie zu fassen und zu packen verstand er. Wer kennt nicht die excessiv husarische Unorthographie des Alten? Aber seine in dieser absonderlichen Rechtschreibung verfassten Briefe und Depeschen sind voll gesunden Gedankengehalts, bravster Gesinnung, kernig, mannhaft ganz und gar. Im mündlichen Verkehr vollends, besonders mit dem „gemeinen Mann", hatte er nicht seinesgleichen. Seine natürliche Redegabe war sehr groß. Berühmt ist vor allen seinen Reden jene tiefgefühlte Improvisation geworden, welche er beim Siegesmahl von Wartenburg zum Ehrengedächtnisse Scharnhorsts

losließ. Ohrenzeugen haben versichert, der „unwillkürliche Erguß dieser Rede sei ein wunderbares Produkt dichterischer Begeisterung“ gewesen. Ja, er war ein schneller und kühner Degen auch mit dem Wort. Es ist etwas wie das Blitzen einer blanken Klinge in allem seinem Sprechen und der Alte besann sich auch nie lange, seine derb mecklenburgisch-pommersche Quart zu schlagen. Macht ihm da z. B. Anno 1814, nach der ersten Einnahme von Paris, der Marschall Berthier seine Aufwartung und sagt: „Es ist mir sehr angenehm, Ihnen, Herr Feldmarschall, meine Hochachtung bezeugen zu können, obschon ich wünschte, daß dies nicht hier in Paris geschehen müsste.“ Worauf der Blücher trocken erwiderte: „Hm, mir ist das ganz recht.“ Und wie über gute Damascenerklingen krausverschlungene Arabesken anmuthig sich hinschlängeln, so springt und lacht aus unseres Helden ernster Rede bei jeder Gelegenheit der Humor drollig und keck hervor. Mitunter hannswurstig derb genug. Bei Haynau — erzählt Müffling — war dem Brigadekommandeur des rechten Flügels gemeldet, daß eine feindliche Kolonne um seinen rechten Flügel herumgegangen sei und sich, Napoleon an der Spitze, bereits völlig im Rücken der Preußen befinde. Der Brigadekommandeur sendet seinen Adjutanten ins Centrum zum kommandirenden General und der Sendbote stattet seine Meldung in tragischem Ton ab. Blücher fragt: „In wessen Rücken? In dem Ihres Kommandeurs oder in dem meinigen?“ — Der Adjutant bedauernd: „In Ew. Excellenz Rücken.“ — „Wohl, so sagen Sie Ihrem Kommandeur, daß ich mich über diese Nachricht ungemein freue, denn dann ist ja der Kerl, der Bonaparte, auf dem rechten Wege, mir — eine ganz besondere Ehre zu erweisen, wozu er nur von hinten kommen kann.“ — Feiner führte der Alte in seiner letzten Lebenszeit den Bischof Eylert ab, welcher im Staatsrathe gegenüber von Blücher, Gneisenau und Grolmann die Nichtverpflichtung der Mennoniten zum Kriegsdienst mit christlichen Gründen eifrig verfocht, bis dem Eifernden der Feldmarschall in die Flanke fiel mit dem biblischen Spruch: „Niemand hat größere Liebe

denn der, so sein Leben lässt für die Brüder.“ Man sieht, Blüchers Humor und schlagfertiger Witz tummelte sich keineswegs ausschließlich in der Region des wachtstüblichen Grobianismus, aus welcher Region bekanntlich auch Napoleon mit Vorliebe seine Bilder und Schlagworte geholt hat. Aber zur Charakteristik des Marschalls Vorwärts gehört ein Zug von Kynismus ebenso unumgänglich wie der Schnauzbart zur Zeichnung seiner Physiognomie ...

Wenn Blücher schon als Mensch, wie das jeder scharf ausgeprägten und eigenartig auf sich selbst gestellten Persönlichkeit widerfährt, den allerverschiedensten Urtheilen unterstellt wurde, so geschah ihm dies noch mehr in seiner Eigenschaft als Heerführer. Die noch jetzt vorwiegende, durch die französische Geschichtemacherei wie durch gedankenlose deutsche Anekdotenstoppelei weitverbreitete Meinung ist, daß husarische Haudegenschaft das hervorragendste Merkmal von Blüchers Feldherrnrolle gewesen sei. Wahr ist daran, daß ein klirrendes Reitertreffen ihm allzeit die schönste und liebste Erscheinung im Kriegsleben gewesen ist und daß es dem Alten noch während des Feldzugs von 1814 in Frankreich oft unwiderstehlich in der Husarenfaust zuckte, den „Schwerenötherfranzosen“ mit dem eigenen Säbel „eins abzugeben“. Aber keineswegs ist Blücher ein bloßer Haudegen gewesen, und was ihm vollen Anspruch gibt, ein Heerführer ersten Ranges zu heißen, ist namentlich sein Verhalten im Feldzuge von 1813. Da war er es, welcher den Grundgedanken des trachenberger Feldzugsplans mit schärfstem Verständniß, mit unbeirrbarer Besonnenheit und zugleich mit Ausschlag gebender Energie aus- und durchführte. Daß hiervon und nur hiervon das Gelingen des Unternehmens und damit das Schicksal Europa’s abhing, weiß jedermann. Blücher war kein wissenschaftlich gebildeter Kriegstheoretiker und noch weniger ein tiftelnder Kriegswissenschaftsmystiker; aber dafür besaß er unendlich viel Werthvolleres, den wahren Feldherrninstinkt und jene Macht des Gemüthes, jene Schnellkraft des Willens, mittels welcher wie auf den Walstätten des Geistes so auch auf denen des Schwertes die wahrhaft

großen Siege erstritten werden. Er war kaum imstande, eine weitausholende strategische Disposition im Detail zu entwerfen, und ein künstlich ausgetiftelter Schlachtplan vollends widerte ihn an. Aber er hatte ein Ohr für die entscheidenden Stunden, ein Auge für die entscheidenden Punkte und endlich das rechte Herz, jene zu nützen und diese zu gewinnen.

3.

Es ist eine traurige Thatsache, daß die ungeheuere Mehrzahl der Menschen überhaupt und der Deutschen insbesondere stets von Herzen bereit ist, über den Schwarm emporragenden Mitmenschen und Landsleuten „eins anzuhängen". Das liegt so sehr in der Natur des ungebildeten und des gebildeten Pöbels, daß man sich weiter nicht dabei und darüber aufzuhalten braucht. Aber wahrhaft empörend ist es doch, daß die Kleingeisterei gerade eine schönste Tugend Blüchers zur Verkleinerung seines Ruhms benutzt hat, seine so seltene Tugend der Neidlosigkeit und der Bereitwilligkeit, die Verdienste anderer anzuerkennen. Weil er im sorglosen Bewusstsein des eigenen Werthes einmal gesagt hat: „Ohne den Scharnhorst kann ich nichts machen" — und weil er einmal den Gneisenau seinen „Kopf" genannt hat, soll der heldische Greis gar keines selbständigen Plans und Entschlusses fähig, soll all sein Thun nur ein marionettenhaftes, durch Andere bestimmtes und geleitetes gewesen sein. In den Augen von Wissenden ist diese Ansicht freilich zu absurd, als daß sie einer Widerlegung bedürfte. Was aber Nichtwissende betrifft — solche nämlich, welche überhaupt belehrbar sind — so genügt es vielleicht, sie zur Betrachtung jener Scene zu vermögen, wo Blücher (im November 1814) zu Frankfurt a. M. dem hämorrhoidalischen Knesebeck und anderen Stillstandswimmerern und Friedenswinselern gegen-

über die große und tapfere Idee vertrat, welche die wirklichen Patrioten beseelte, die große und tapfere Idee, welche die verbündeten Waffen von den Ufern der Katzbach, der Spree und der Elbe siegreich an die des Rheins geführt hatte und sie siegreich weiter führen sollte bis nach Paris.

Niemand wird ungestraft sich einfallen lassen, aus den wohlerworbenen Ehrenkränzen eines Scharnhorst und Gneisenau, wie eines York und Grolmann, auch nur ein Blättchen herauszubrechen. Kein gerechter Mann wird ferner, wenn von der Kriegsgeschichte jener Zeit die Rede geht, unterlassen, in der Reihe der tüchtigsten und bravsten Führer einen Prinzen Eugen von Wirtemberg zu nennen, noch auch anzuerkennen, daß der Generalissimus Schwarzenberg unter unsäglich schwierigen und peinlichen Verhältnissen höchst ehrenhaft alles gethan hat, was zu thun seine Gaben ihn befähigten. Aber fest steht: keiner der Genannten hätte den Blücher zu ersetzen vermocht. Keiner außer ihm hatte das Zeug zu einem Marschall Vorwärts und gerade eines solchen bedurfte es, um den Napoleon und den Napoleonismus zu fällen. Der Zar Alexander und der alte Blücher haben es vorzugsweise mitsammen vollbracht. Jener war der bewegende Wille, dieser die drängende, treibende Kraft des beispiellosen Kampfes. Ja, ein rechter Kraftmann war der Held mit der Jünglingsglut unter der 70jährigen Schädeldecke, der adlernasige, dunkeläugige, dem jenes Dämonische innewohnte, welches alle wirklich großen Menschen kennzeichnet. Dieses Zaubermächtige trat in seiner Stellung und in seinem Verhalten zu den Soldaten ganz auffallend zu Tage. „Man glaubt allgemein“ — berichtet ein urtheilsfähiger Augenzeuge — „da Blücher einen so gewaltigen Einfluß auf die Soldaten übte, daß er sich viel mit ihnen beschäftigt, sie gemustert, exercirt und in allen Stücken für sie gesorgt habe. Nichtsweniger als das. Sie bekamen ihn vielmehr kaum anders zu sehen als im Gefecht. Was war es denn aber, was die Leute so mächtig an ihn kettete? Die Kühnheit, die aus seinen Augen leuchtete, sein heldenmäßiges Wesen, seine grauen Haare, seine Stimme, wenn er im Vorbeireiten

einige Scherzreden von sich gab, die Gewißheit, daß er in dem Augenblick da sein würde, wenn es noththäte, und daß er in den schlimmsten Lagen nie verzage, das Glück immer benutze." Das war's! Blücher gehört zu jenen bevorzugten Naturen, welche schon durch ihr bloßes Sein gelten und wirken und das unerklärliche, aber unbestreitbare Privilegium haben, das von vornherein zu besitzen, was andere erst mühsam sich erwerben müssen: Macht über Menschen.

Im ganzen Auftreten und Gebaren solcher Männer offenbart sich etwas Providentielles. Der Instinkt ihrer Mission verleiht ihnen eine so unbeirrbare Zukunftsahnung, daß ihre Ueberzeugungen Menschen von gewöhnlichem Schlage nicht selten wie fixe Ideen vorkommen. So ist uns wohlbezeugt, daß Blücher seinen Freunden mitunter geradezu als wahnsinnig erschien, wenn er während der Glückshöhezeit des Napoleonismus dort hinten im Pommerland unter berserkerwüthigem Schelten und Fluchen aufschrie: „Der Bonaparte muß herunter und ich werd' ihn helfen herunterbringen!" Dieses Ziel stand fest vor seinem vorschauenden Auge, dabei blieb er und daran hielt er. Lange bevor Gneisenau am 19. Oktober auf dem Marktplatze von Leipzig im Kreise der triumphirend einziehenden Heeresfürsten und Generale zuerst es laut aussprach, daß der Krieg den völligen Sturz Napoleons zum Ziele haben müsste, lebte und webte der Gebhart Lebrecht in diesem Gedanken, welchen so entschieden und unerbittlich nicht einmal der Freiherr vom Stein erfasst hatte. Schon im Februar 1813 gab der Alte zu Breslau dieser seiner Ueberzeugung Ausdruck, freilich nach seiner Art in einer Weise, welche einem Wittgenstein und anderen um Friedrich Wilhelm herumschwänzelnden Kamarillakreaturen die Haare zu Berge sträubte.

Wie er sein Werk glorreich hinausführte, wie er in den Feldzügen von 1813 und 1814 das Schwierigste und Entscheidendste vollbrachte, wie er endlich zu einer Stunde, wo das Schicksal Europa's an einem Haare hing, bei Waterloo, dem Napoleonismus den Garaus machte, das alles ist, wenigstens im ganzen und großen, allgemein be-

kannt und beweist herrlich, was auf ein großes Ziel unerschütterlich gerichtete Beharrlichkeit vermag. Weit weniger bekannt und beachtet dagegen ist gerade der Zug in Blüchers Wesen, welcher als der eigenthümlichste und bedeutendste bezeichnet zu werden verdient: seine Deutschheit, seine glühende, nicht kleinpreußische, sondern im höchsten und besten Sinne großdeutsche Vaterlandsliebe. Es ist geradezu wundersam, daß ein Soldat Friedrichs des Großen, welcher König doch alles Menschenmögliche gethan hat, um seine Soldaten und seine Preußen überhaupt vergessen zu machen, daß sie Deutsche — ja, es ist wundersam, daß dieser mecklenburgische Junker und friedrich'sche Soldat in seinen Greisenjahren ein deutsch-patriotisches Feuer in der Seele trug, wie ein solches erst wieder aus Schillers Tell in die Herzen der deutschen Jugend hineingesprüht war — eine vaterländische Stimmung und Gesinnung, welche sich die jüngere Generation auf dem Wege dichterischer Anregung und wissenschaftlicher Reflexion aneignen musste, während sie in dem heldischen Greise mit der ganzen Ursprünglichkeit und Frische der Inspiration waltete. Und keineswegs etwa erst zur Zeit des großen Aufschwungs von 1813. Man sehe dessen zum Zeugniß die prächtigen Briefe, worin er schon im Jahre 1809 den König Friedrich Wilhelm und andere beschwor, den Kampf gegen Napoleon zur gemeinsamen deutschen Sache zu machen und „die ganze deutsche Nation zu den Waffen zu rufen"[1]). Der Alte war auch einer der ersten, welche klar erkannten, wie schnöde das deutsche Volk mittels des ersten und zweiten pariser Friedens, wie mittels des wiener Kongresses, um die gehofften Früchte seiner Leiden und Anstrengungen betrogen wurde, und er hat bekanntlich in den ingrimmigsten Zornworten über alle diese „Machenschaften" sich ausgelassen. Charakteristisch ist hierbei, daß ihm, dem preußischen Feldmarschall, der Vortheil Preußens und Deutschlands stets identisch erschien.

1) S. mein Buch „Blücher; seine Zeit und sein Leben", 2. Aufl. II, 308 fg.

Es liegt ein noch unveröffentlichtes Schreiben Blüchers vor mir, datirt vom 20. November 1815, worin er im Tone herber Enttäuschung seine Ansicht über die Zeitlage dem König Friedrich Wilhelm darlegt, das „elende Machwerk" der Minister der verbündeten Höfe verdammt und mit den Worten schließt: „Preußen und Deutschland steht trotz seiner Anstrengungen vor der ganzen Welt immer wieder als das betrogene da . . ."

Fürwahr, wenn wir uns, alles zusammengenommen, recht vergegenwärtigen, wie der Gebhart Lebrecht leibte und lebte, als Mann, als Feldherr und Patriot, so fühlen wir uns unwillkührlich getrieben, zu sagen: Wie thäte ein solcher Vorwärtsgänger und Vorwärtstreiber unserer eigenen Zeit noth und wohl!

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.